REDE ZUR ERÖFFNUNG DER 52. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN MARBURG

am 30. September 1913 gehalten

Von Friedrich Vogt

Hochansehnliche Versammlung! Als vor zwei Jahren auf dem Posener Philologentage die Wahl des nächsten Versammlungsortes erwogen wurde, da war es unser damaliger Gymnasialdirektor Friedrich Aly, der die Marburger Einladung überbrachte und dem mit deren einstimmiger Annahme auch ein persönlicher Herzenswunsch erfüllt wurde. Mit dem Amte des 2. Vorsitzenden betraut, hat dann Aly die ganze temperamentvolle Energie seines Wesens und die Erfahrungen, die er als treuer Besucher der Philologentage gesammelt hatte, für die ersten grundlegenden Vorbereitungen unserer Versammlung eingesetzt. Es ist ihm nicht vergönnt worden, sich der Früchte dieser Arbeit zu freuen. Am 16. Januar d. Js. hat ihn der Tod mitten aus seinem rastlosen und erfolgreichen Schaffen herausgerissen. Ein schwerer und schmerzlicher Verlust auch für unsere Versammlung! Ehre sei seinem Andenken, Dank seinem Wirken!

Heute sind Sie nun unserer Einladung gefolgt. Aus allen Gebieten des Deutschen Reiches und weit über dessen Grenzen hinaus aus den österreichisch-ungarischen und aus den schweizerischen Nachbarländern, soweit die deutsche Zunge klingt, sind Sie herbeigekommen zu gemeinsamer Arbeit, zu wechselseitiger Aussprache. Sind es doch höchste Werte unserer gemeinsamen Geisteskultur, deren Pflege uns hier zusammenruft, die, in stetem lebendigem Ideenaustausch zu ihrem gegenwärtigen Stande erwachsen, solches Ideenaustausches auch zu ihrem weiteren Gedeihen bedürfen: Wissenschaft und Schule. Den philologischen Studien einerseits, dem höheren Unterrichtswesen andererseits zu dienen ist die besondere Aufgabe unserer Tagungen. Es sind morgen 75 Jahre, daß Friedrich Thiersch die 1. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Nürnberg eröffnete mit einer Ansprache, in der er den Blick auf die weltumspannende Aufgabe der Philologie warf. Sie beachte und erforsche alle Sprachen, die sich im Lauf der Jahrtausende über den Erdkreis ausgebreitet haben, sie behandle und deute die in ihnen niedergelegten Werke des menschlichen Geistes, und als klassische Philologie diejenigen, in welchen die beiden großen Völker des Altertums ihre Weisheit und Erfahrung niedergelegt haben. Sie sei darum Bewahrerin und Spenderin des großen Erbes höherer Zivilisation,

dessen Anwendung auf die Jugendbildung sie zeige und vermittle. Um aber die Interessen des höheren Unterrichts in vollem Umfange zu berücksichtigen, wurden in den Statuten für die Versammlungen nicht nur die Geschichte, sondern auch Mathematik und Physik als Gegenstände bezüglicher Verhandlungen genannt. In dieser Auffassung von ihren weitreichenden philologisch-wissenschaftlichen und pädagogischen Aufgaben waren die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner von vornherein als Seitenstück der Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte gedacht, und sie haben sich so gut wie diese als eine Einrichtung erwiesen, die unsere Wissenschaft und unser höheres Bildungswesen nicht entbehren kann.

Die Natur des Ortes, der für unsere diesjährige Versammlung auserwählt ist, versagt Ihnen vielleicht manche Bequemlichkeit und manchen festlichen Genuß, den nur die Großstadt bieten kann. Aber unser Marburg, dieser Typus der alten deutschen Universitätstadt, die Stätte stillen Studiums und einer nicht immer stillen Studentenromantik, ist doch mit seinen eigenen Reizen umwoben, und neben den Schönheiten der Natur, in die es eingebettet ist, locken den Philologen hier die Spuren einer langen denkwürdigen Vergangenheit. Die Elisabethkirche, das klassische Denkmal deutscher Frühgotik, weckt durch ihre Patronin auch die Erinnerung an eine Renaissanceperiode mittelalterlicher Religiosität. Die malerischen Reste der Deutschherren-Niederlassung, die sie umgeben, mahnen an das größte Kulturwerk deutschen Rittertums in den fernen Ostlanden. Am Hange des Schloßberges grüßen Haus und Kirche der Kugelherren, wo sie, die Brüder vom gemeinen Leben, Schule hielten und der humanistischen Reform des Unterrichts vorarbeiteten. Weiter hinauf im efeuumsponnenen Savignyhäuschen empfing in der Bücherei des großen Rechtshistorikers der zukünftige Begründer der historischen Grammatik, der Studiosus Jakob Grimm, die erste Anregung zu seinen germanistischen Studien, und hier oben das alte Landgrafenschloß birgt als Stätte des hessischen Samtarchivs eine unschätzbare Sammlung von Zeugnissen deutscher Vergangenheit, deren Proben auch dem flüchtigen Beschauer in einer lückenlosen Reihe deutscher Königs- und Kaiserurkunden von Pippin bis auf Wilhelm II. die vaterländische Geschichte im Geiste vorüberziehen läßt. Vor allem aber sind es die großen Erinnerungen des Reformationszeitalters, die uns hier in diesen Mauern umwehen. Von hier aus, wo einst seine Wiege gestanden, hat im Jahre 1527 der junge Philippus magnanimus die Ausführung des Plans einer Reformation des Kirchen-, Studien- und Schulwesens in seinen Landen mit tätigstem persönlichen Anteil betrieben. Hand in Hand mit der Kirchenbesserung ging die Gründung unserer Universität, der ersten protestantischen Hochschule, und in engster Verbindung mit dieser, als ihre Vorbereitungsanstalt, wurde die humanistische Gelehrtenschule, das Pädagogium, geschaffen. Beide, die alma mater Philippina und das Gymnasium Philippinum, ehren in ihren Namen noch heute das Andenken ihres Stifters. 'Die Wissenschaften beseitigen, oder ihnen nicht aufhelfen, wenn sie zugrunde gehen wollen, heißt der Welt die Sonne nehmen', so lauten die Worte des Landgrafen an Lehrer und Studenten der Universität in der Ein-

leitung der Universitätstatuten, die er hier im Jahre 1529 unterzeichnet hat. Und die humanistischen Worte begleitete die humanistische Tat durch die Besetzung der Lehrstühle. Neben der ausgiebigen Vertretung der lateinischen Sprache, Poesie und Beredsamkeit erhielt auch das Griechische schon sein bescheidenes Plätzchen durch einen besonderen Vertreter, und nicht nur in den Fächern der Artistenfakultät begegnen uns im Wetteifer Marburgs mit Erfurt auf den Lehrstühlen der jungen Universität humanistische Namen von Ruf.

Noch weit persönlicher und tiefer als die wissenschaftliche Renaissance beschäftigte den Landgrafen freilich die Sorge um die religiöse Reform. Es war zunächst ein glänzender Erfolg seiner weitschauenden Bestrebungen, als es ihm allen Schwierigkeiten zum Trotze gelang, in denselben Jahrestagen, die uns in Marburg vereinen (30. Sept. bis 4. Okt.), hier unter dem gastlichen Dach dieses Schlosses die Häupter des Protestantismus aus Sachsen, Süddeutschland und der Schweiz zu Aussprache und gelehrter Disputation über die trennende Abendmahlslehre zusammenzuführen, Luther und Zwingli zum erstenmal Aug' in Auge einander gegenüberzustellen. Was der junge Landgraf von dieser Versammlung erhofft hatte, brachte sein um die Gründung der Universität vor allem verdienter Kanzler damals zum Ausdruck, Gedanken, die auch heute noch für Gelehrtenversammlungen nicht veraltet sind. 'Er habe', sagt der Kanzler, 'die Erfahrung gemacht, daß, so oft gelehrte Leute zusammenkämen, welche zuvor etwas rauh und hart widereinander geschrieben, sie allen Grimm und Bitterkeit hätten fallen lassen, und, damit alle Zuhörer eigentlich vernehmen könnten, daß sie mehr die Wahrheit gesucht, denn mit hitzigen und geschwinden Worten ihre Meinungen zu verteidigen, hätte ein jeder allewege seine Opinion freundlich und gütlich dargetan und einer des anderen Meinung mit Geduld angehöret; welcher dann das Beßte fürbrächte, dem sei ohne alle Halsstarrigkeit gefolgt und also wieder Einigkeit und Friede gemacht.' Das Marburger Religionsgespräch hat Philipps hochstrebende Hoffnungen nicht erfüllt. Aber es bleibt eins der denkwürdigsten Zeugnisse des weitsichtigen und tatkräftigen Geistes, mit dem dieser Fürst in die große Bewegung seines Zeitalters eingegriffen hat.

Wir wissen, was unsere Kultur dieser Bewegung verdankt, der mächtigsten, die je unser Volk durchflutet hat und deren treibende Kräfte noch heute lebendig sind. Und doch, wenn wir den Blick auf die Gegenwart richten, wenn wir den gegenwärtigen Stand menschlichen Wissens und Könnens ins Auge fassen, welch ein gewaltiger Abstand trennt uns von jenem Zeitalter! Wenn der Verfasser des 'Julius redivivus', wenn Nikodemus Frischlin selbst als redivivus unter uns träte, so wie er einst als Gast des Landgrafen Wilhelm in diesen Räumen geweilt hat, man könnte ihm noch größeres Staunen über die Fortschritte der Wissenschaft und Technik abnötigen, als er es in seinem humanistischen Geisterstück die wiedererweckten Cäsar und Cicero zu Ehren des Deutschland seiner Zeit kundgeben ließ. In Höhen und Tiefen, die das XVI. Jahrh. nur mit geheimem Grauen ahnte, in die auch nach der Vorstellung einer breiten Gebildetenschicht nur frevelhafte Überhebung und die Verbindung

mit bösen Dämonen führen konnte, ist der Menschengeist gedrungen. Es gilt für ihn, was das alte Volksbuch schaudernd vom Doctor Faustus berichtete: er nahm an sich Adlersfittige, wollte alle Ding erforschen im Himmel und auf Erden. Mit der kühnen Überwindung des Raumes durch die Naturwissenschaften wetteifert die Philologie in der Überwindung der Zeit. Der Zaubermantel, der Faust durch die Lüfte trägt, ist Ereignis geworden, und wie Fausts Helena ist das Altertum über Jahrtausende hinweg zur Deutlichkeit gegenwärtigen Lebens erweckt. Erwarteten selbst führende Geister jenes Zeitalters noch von kabbalistischen, magischen, alchimistischen und astrologischen Künsten ein Überspringen der Grenzen menschlichen Könnens und Erkennens, so sind diese nun mit natürlichen Mitteln Schritt für Schritt vorgeschoben worden, durch die gewaltige wissenschaftliche Arbeitsleistung von vier Jahrhunderten.

Und wer wollte dem letzten Jahrhundert, ja den letzten Dezennien einen besonders hervorragenden Anteil an diesem Vordringen der Wissenschaften bestreiten? Hinter den erstaunlichen Fortschritten der Naturwissenschaften, der Technik, der Medizin sind die philologisch-historischen Wissenschaften nicht zurückgeblieben. Mit einer Fülle neuer, unerwarteter Kenntnisse hat uns die klassische Altertumswissenschaft unserer Tage geradezu überschüttet; einen nicht geringeren Reichtum an Denkmälern, an Aufschlüssen und an Problemen hat uns die Erforschung der Sprache, Literatur und Kultur der alten Völker des Orients aufgetan; versunkene und vergessene Nationen sind in den Gesichtskreis der Wissenschaft getreten; fern im Innersten Asiens tauchen plötzlich Sprachdenkmäler und bildliche Darstellungen eines bisher unbekannten selbständigen Gliedes des indogermanischen Sprachstammes auf, geeignet neues Licht auf die immer noch strittige Frage nach der Herkunft der Indogermanen zu werfen, die gerade in neuester Zeit in engste Verbindung mit der Frage nach der Herkunft unseres eigenen Volksstammes gebracht worden war. Erst das letzte Jahrhundert hat überhaupt das Studium des sprachlichen und geistigen Entwicklungsganges der großen modernen Kulturvölker in Mittelalter und Neuzeit zur Wissenschaft erhoben und damit unabsehbare, stetig wachsende Gebiete der Forschung gewonnen, auf denen in lebendiger Wechselwirkung die Gegenwart durch die Vergangenheit und die Vergangenheit durch die Gegenwart Licht empfängt.

Jakob Grimm hat in seiner deutschen Grammatik den Ausspruch getan: 'wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer faktischen Gewißheit zunächst aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeist niemals näher treten.' Er hat damit den Grundsatz ausgesprochen, auf dem nicht nur die historische Sprachwissenschaft, auf dem überhaupt die philologische Wissenschaft seines und unseres Zeitalters ruht. Unbefangene, scharfe Beobachtung des einzelnen und genaue Feststellung des Tatsächlichen bilden den unerläßlichen Ausgangspunkt für alles Vordringen zum inneren Zusammenhang der Erscheinungen. Es wird dadurch ein Aufwand an hingebender Einzelarbeit erfordert, der in gleichem Maße mit dem wachsenden Umfang der Wissenschaften zur Arbeitsteilung führen mußte; und wo es die Bewältigung großer, weitausgreifen-

der Aufgaben gilt, da hat unsere Zeit mehr als je zum organisierenden Zusammenfassen der Einzelarbeit in gemeinsame wissenschaftliche Unternehmungen gegriffen, mag es sich nun um Quellensammlungen, um die Erschließung und Durcharbeitung eines größeren Forschungsgebietes, oder um die übersichtliche Gesamtdarstellung einer Wissenschaft nach dem neuesten Stande der Forschung handeln. Die Akademien, gelehrte Gesellschaften, bedeutende Verlagsanstalten haben auf allen Gebieten der Philologie derartige Unternehmungen ins Leben gerufen. Auch die Philologentage haben sich in ihren Satzungen von vornherein die Aufgabe gestellt 'größere wissenschaftliche Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern', und sie sind auch stets in diesem Sinne tätig gewesen. Natürlich können sie als Wanderversammlungen von sehr schwankender Zusammensetzung solche Unternehmungen nicht in der Weise einrichten und durchführen wie die fest und dauernd organisierten Akademien und Gesellschaften. Aber sie können sie anregen, unterstützen und ihre Ausführung durch Meinungsaustausch wesentlich fördern. Die Arbeit der einzelnen zu gemeinsamen Zielen zu vereinigen, das ist ja überhaupt die eigentliche Aufgabe der Philologenversammlungen auch in ihren Vorträgen und Debatten. In diesen muß die Einzelforschung, auf der die Wissenschaft sich aufbaut, so gut ihre Stelle behaupten wie das Zusammenfassende und Allgemeine, wenn die Philologentage an wissenschaftlichem Wert und Interesse nicht erhebliche Einbuße erleiden sollen. Die Gliederung in Sektionen ist durch die Entwicklung der Wissenschaft und der Lehrfächer an Universitäten und höheren Schulen längst erforderlich geworden. Aber statt den unvermeidlichen Teilungen noch vermeidbare hinzuzufügen, ist es dringend wünschenswert, das Gemeinsame auch in streng fachwissenschaftlicher Sektionsarbeit zu betonen, und wir sind bemüht gewesen, solche Vorträge, welche gemeinsame Interessen verschiedener Abteilungen berühren, durch das Zusammenlegen von Sektionssitzungen den größeren Gruppen jeweilig Interessierter zugänglich zu machen. Die Teilnahme aller Mitglieder aber beanspruchen allgemeine philologische Probleme, sprachgeschichtliche und literarhistorische Erscheinungen von typischer Bedeutung, oder auch die weitausstrahlende Größe von Heroen und von Epochen in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Und hier gebührt der Wissenschaft vom klassischen Altertum eine zentrale Stellung. Vom Orient zu Hellas und Rom, von Rom und Hellas zur Kultur des Mittelalters und der Neuzeit: das ist nicht nur eine Wanderung der Bildungsgeschichte von Station zu Station, die Wirkungen griechischer und römischer Bildung sind lebendige Mächte bis auf den heutigen Tag. Es ist sicherlich eine hohe Aufgabe, in der Geschichte der Sprache, Literatur und Kultur der germanischen und romanischen Völker den Äußerungen und dem Wesen ihrer nationalen Eigenart nachzugehen, festzustellen, was sie an neuen Werten schufen und schaffen, was sie der Welt Eigenes zu sagen wußten und wissen, und es ist wahrlich genug des Großen und Selbwachsenen, was sich da bietet. Aber dabei begegnet man doch immer wieder den Einflüssen der alten Sprachen und einem lebendigen Fortwirken griechischer und römischer Kulturleistungen. Diese durchströmen das Leben der

modernen Nationen in einem so mannigfach verästelten Aderngeflecht, daß ohne ihre Kenntnis ein wissenschaftliches Eindringen in die Kultur der germanischen und romanischen Völker, speziell auch ein historisches Begreifen ihrer Sprachen und Literaturen, wie es die Aufgabe der neueren Philologie ist, als unmöglich bezeichnet werden muß.

Aber nicht nur der Wissenschaft, auch der Schule wollen unsere Versammlungen dienen. Beide Zwecke gehen Hand in Hand. Denn darüber sind wir uns doch wohl alle einig, daß der höhere Unterricht niemals den lebendigen Zusammenhang mit der Wissenschaft verlieren darf, und daß auch diejenigen Schulmänner, die nicht in der Lage sind, wie so viele ausgezeichnete Gelehrte unter ihnen, neben dem Schuldienst auch die Wissenschaft selbsttätig zu fördern, daß auch sie das Bedürfnis haben, von Zeit zu Zeit über die Fortschritte der Wissenschaft, über neue Ideen und Probleme unterrichtet, und auch einmal wieder in den Forschungsbetrieb ihres besonderen Faches hineingeführt zu werden. Ich meine, daß in diesen wissenschaftlichen Anregungen, welche die Philologentage den Schulmännern geben und welche mittelbar oder unmittelbar im Unterricht ihre Früchte tragen, auch die Erfüllung eines sehr wesentlichen Teiles ihrer Aufgaben für das höhere Unterrichtswesen liegt.

Die Behandlung der immer noch in lebhaftem Fluß befindlichen Fragen zur Organisation des höheren Unterrichts nach Stoff und Methode ist schon über den Rahmen der Philologenversammlungen hinausgewachsen. Das Wachstum und die zunehmende Verzweigung der Wissenschaften hat auch zu einer Vervielfältigung der Aufgaben des höheren Unterrichts geführt, und diese wiederum hat zur Folge gehabt, daß die Ziele und Interessen der einzelnen Schulgattung oder auch des einzelnen Lehrfaches in besonderen Tagungen behandelt werden. Die Anlehnung dieser Tagungen an die Philologenversammlung zeigt aber, daß die Bedeutung des großen allgemeinen Kongresses über jenen Vorversammlungen nicht verkannt wird. Ist doch auch, abgesehen von den gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen, eine gegenseitige Aussprache und Verständigung zwischen den Vertretern der verschiedenen Fächer über ihre Reformpläne unerläßlich im Interesse der gemeinsamen Ziele des höheren Unterrichts wie im Interesse der praktischen Durchführbarkeit jener Pläne. Seit den Hamburger Beschlüssen vom Jahre 1905 ist auf das Programm unserer Verhandlungen selbst auch das Verhältnis des Universitätsunterrichts zur Schule gesetzt und in einer Reihe klärender Vorträge behandelt worden. Nicht minder wichtig aber scheint mir das Verhältnis des Schulunterrichts zur Universität. Auch in dieser Beziehung sind an Stelle des alten einfachen Zustandes weit verwickeltere und schwierigere Verhältnisse getreten. Ehedem die eine Gelehrtenschule als unmittelbare Vorbereitungsanstalt für die Universität, jetzt drei gleichberechtigte Gattungen der höheren Schule, deren jede in ihrer Weise die Aufgabe erfüllen soll, eine möglichst vielseitige Bildung für die allerverschiedensten Berufsarten und Betätigungen in dem vielgestaltigen modernen Leben zu verleihen, und deren jede zugleich den Zutritt zur Universität erschließt. Es ist Ihnen allen bekannt, wie besorgte Fragen sich gerade in neuester Zeit erhoben

haben, ob unter diesen veränderten Verhältnissen auch den besonderen Aufgaben der Universität noch genügend Rechnung getragen sei. Klagen über einen Rückgang der Fähigkeiten und Leistungen der Studierenden, über eine Überschwemmung der Universitäten auch mit ungeeigneten Elementen sind an der Tagesordnung.

Diese ernste Frage läßt sich nicht kurzer Hand abtun, weder mit einem ja noch mit einem nein. Zweifellos ist, daß aus den neuen Verhältnissen gerade den philologisch-historischen Fächern besondere Schwierigkeiten erwachsen, Schwierigkeiten, die umso fühlbarer sind, als die Vermehrung der akademischen Lehrämter mit der gewaltigen Vermehrung der Studentenzahl bisher nicht entfernt Schritt gehalten hat. Die bedenklichste Gefahr für die Universitäten liegt aber m. E. nicht in der Verschiedenartigkeit der Vorkenntnisse derer, die sie beziehen; sie betrifft auch nicht die Universitäten allein, sondern sie bedroht auch die höheren Schulen. Sie ist ein Ausfluß der allgemeinen Ausgleichbestrebungen unseres Zeitalters. Das rechte Augenmaß für die besonderen Aufgaben der höheren Bildungsanstalten ist weiten Kreisen verloren gegangen. Der Gedanke, daß die höhere Schule und die Universität eine strenge geistige Auslese treffen sollen, ist unpopulär geworden.

Die Hebung der Volksbildung gehört gewiß zu den schönsten Errungenschaften und Bestrebungen unseres Zeitalters, und in ihrem Dienste hat auch die populärwissenschaftliche Literatur zweifellos segensreich gewirkt. Aber das Unternehmen durch die verschiedenartigsten und die verschiedenwertigsten literarischen Hilfsmittel womöglich jedermann bequeme Zugänge zu den Ergebnissen der Wissenschaften zu öffnen, hat auch wesentlich zur Verbreitung der Ansicht beigetragen, daß auch höhere Schule und Universität möglichst viel Kenntnisse mit möglichst geringem Aufwand an Zeit und Geistesarbeit an möglichst viele Leute zu übermitteln haben; es hat auch dem Schüler und dem Studenten Wege eröffnet, Schwierigkeiten zu umgehen, die sie lernen sollten zu überwinden. Zur Körperkultur gehört die Schulung zu Kraft und Gewandtheit durch die Überwindung sich steigernder Schwierigkeiten. Das ist eine Erkenntnis, die unserer Zeit geläufiger ist als die andere, daß auch der Weg zur höheren Geistesbildung hindurchführen muß durch eine entsprechende energische Gymnastik des Geistes, daß die Erwerbung des Wissens zusammengehen muß mit der Steigerung des Könnens. Von diesem Grundsatz darf sich die höhere Schule so wenig abdrängen lassen wie die Universität. Der Kern des deutschen Universitätswesens liegt in der Vereinigung von Lehren und Forschen. Dieser alten Aufgabe dürfen die deutschen Universitäten nicht untreu werden, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollen. Sie haben nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch zu freiem wissenschaftlichen Urteil und zu selbständigem Forschen heranzubilden. Und auch die höhere Schule hat schon die Aufgabe zu selbständiger geistiger Arbeit zu erziehen. Das humanistische Gymnasium kann nicht darauf verzichten, daß seine Schüler sich durch die Schwierigkeiten der alten Sprachen selbst hindurchringen zu den ethischen und ästhetischen Schätzen antiker Kultur, und so sollen auch die beiden anderen Gattungen der höheren

Schule, jede in ihrer Art, lehren, sich geistige Werte in geistschulender Tätigkeit zu erarbeiten. Das ist die beste Vorbereitung für die Universität wie für das Leben. Soll der Acker des deutschen Geistes sein Bestes und Eigenstes hergeben, so kann er eine breite Oberflächenkultur nicht brauchen. Er bedarf der Tiefkultur. Deutsch sein heißt gründlich sein. Ob die drei Schularten eine gleich feste und tiefe Grundlage intellektueller und sittlicher Bildung zu legen vermögen, das ist schließlich der entscheidende Maßstab ihres Wertes.

Mögen nun die Verhandlungen des Marburger Philologentages dazu beitragen, die hohen und vielseitigen Aufgaben der Wissenschaft, der er dient, und die tief an unsere nationale Zukunft rührenden Probleme unseres höheren Unterrichts nachhaltig zu fördern! Wissenschaft und nationale Bildung stehen in Deutschland unter starkem Schutz. Vertrauensvoll können wir unsere Blicke auf ihren mächtigsten Schirmherrn lenken, der nicht nur mit starker Hand den Frieden wahrt, dessen sie zu ihrem Gedeihen bedürfen, der auch sein persönliches Interesse und seine gnädige Fürsorge für Wissenschaft und Schule wieder und wieder betätigt, der auch unsere Philologenversammlung durch einen Beweis seiner Huld gefördert hat. Ihm gilt unser Dank, ihm unsere ehrfurchtsvolle Huldigung. Und so eröffne ich die 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, indem ich Sie bitte mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, er lebe hoch!

HERMANN BONITZ UND FRIEDRICH SYDOW

Ein Beitrag zur Geschichte des höheren Schulwesens

Von Karl Credner

Es ist bekannt, daß Hermann Bonitz schon mehrere ehrenvolle Einladungen zur Rückkehr nach Preußen dankend abgelehnt hatte, ehe er sich 1867 entschloß, auf seine einflußreiche Wiener Professur zu verzichten und wieder nach Berlin überzusiedeln. Bereits 1855, als er von Ludwig Wiese, dem damaligen Leiter des preußischen höheren Schulwesens, aufgefordert worden war, das Rektorat von Schulpforta zu übernehmen, hatte er nach kurzem Bedenken verzichtet, aus schulpolitischen Gründen, die ich früher an dieser Stelle (1908 XXII 402—412) darzulegen bemüht gewesen bin. Ähnliche Erwägungen mögen auch 1862 bei der Ablehnung eines Rufes nach Hamburg, wo er das Direktorat des Johanneums erhalten sollte, mitgesprochen haben. Dagegen muß es befremden, daß Bonitz noch im Jahre 1866 die Aufforderung zurückwies, als Ritschls Nachfolger die ordentliche Professur für klassische Philologie in Bonn zu übernehmen, und dann wenige Monate später auf einen Antrag des Berliner Magistrates einging, der ihm das Direktorat des Gymnasiums zum Grauen Kloster angeboten hatte. Diese scheinbare Inkonsequenz ist schon von seinem Biographen Bellermann (Zeitschrift für das Gymnasialwesen XLIII 11) durch die politischen Ereignisse des Jahres 1866, die sich zwischen beiden Berufungen abspielten, erklärt worden. 'Die Gründe, die ihn bewogen, die Stätte 'einer fast neunzehnjährigen gesegneten Tätigkeit zu verlassen und in eine ihm 'zwar durchaus zusagende, aber immerhin erheblich engere Wirksamkeit einzu- 'treten, lagen wohl in den politischen Verhältnissen, da die Ereignisse von 1866 'einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten und ihm vor den nationalen 'Wirren und Kämpfen Österreichs, die er mit scharfem Blick voraussah, bangte.' Daß diese Erklärung das Richtige trifft, bestätigten mir zwei Briefe, die Bonitz anläßlich seiner Berufung nach Berlin an einen Berliner Adressaten gerichtet hatte, und die nach Bonitzens Tode an seine Erben zurückgegeben worden waren. Durch einen Zufall sind sie der großen Vernichtung des Bonitzschen Nachlasses entgangen und mir gütigst zur literarischen Verwendung überlassen worden. Obwohl beide sehr ausführlich, erschienen sie mir doch aus zwei Gründen der vollständigen Veröffentlichung wert, einmal weil sie die Motive Bonitzens bei seiner Rückkehr, sowie überhaupt die ganze Geschichte seiner Berufung ins hellste Licht rücken und dadurch unverkennbar einen hohen schulgeschichtlichen Wert besitzen, und dann weil sie in ganz vortrefflicher Weise den Menschen Bonitz, seine ehrliche und vornehme Art des Denkens und Handelns beleuchten.

Über die Geschichte seiner Rückkehr macht Bonitz in seiner kleinen Selbstbiographie (Heidemann, Geschichte des Grauen Klosters, Berlin 1874, S. 317) folgende Angaben: 'Bei der Frage um die Wiederbesetzung des Direktorates 'des Berlinischen Gymnasiums richtete ein dem Kloster treu anhänglicher Mann, 'einst mein Schüler an dieser Anstalt, jetzt in bedeutender Stellung hochgeachtet, 'an mich die Anfrage, ob ich in die erledigte Stelle einzutreten geneigt sei. 'Nach längerer Erwägung erklärte ich meine Bereitwilligkeit, worauf die Wahl 'seitens des Patronates und deren Bestätigung erfolgte.' Es war unschwer zu erkennen, daß der Inhalt der beiden mir vorliegenden Briefe im wesentlichen den Niederschlag der 'längeren Erwägung' darstellte, und daß der 'Mann in leitender Stellung' mit dem Adressaten der Briefe identisch war. Dagegen ließ sich weder aus den Briefen, noch aus der Selbstbiographie der Name dieses Mannes feststellen. Erst durch Kombination verschiedener Andeutungen und Umstände gelang es schließlich, als Briefempfänger den damaligen Geheimen Justizrat im preußischen Justizministerium, Friedrich Sydow, zu ermitteln. Mit der Lösung dieser Frage war ein überraschend wichtiger Beitrag zur Lebensgeschichte Bonitzens geliefert; denn das Verhältnis, in dem beide Männer, Bonitz und Sydow, zueinander standen, war ebenso eigenartig wie ergebnisreich.

Friedrich Hermann Sydow war am 27. September 1824 in Berlin geboren und entstammte einfachen bürgerlichen Verhältnissen. Sein Vater war Tischlermeister. Mit zwölf Jahren kam er auf das Gymnasium zum Grauen Kloster und zeichnete sich bald durch seine Begabung aus. Ostern 1840 wurde er nach Unterprima versetzt, und hier trat ihm Bonitz, der ein Jahr vorher als Oberlehrer an dem Grauen Kloster angestellt worden war, im Unterricht entgegen. Bonitz hatte in der Unterprima nur vier Wochenstunden, Deutsch und philosophische Propädeutik, aber sein Unterricht, vor allem im Deutschen, wo ihm nach dem Schulprogramm als einziges Ziel 'Übung in Aufsätzen und Vorträgen' gestellt war, wirkte auf diesen Schüler so anregend und fördernd, daß daraus eine lebenslängliche Anhänglichkeit erwuchs. Zustatten kam dem Lehrer dabei offenbar der verhältnismäßig geringe Altersunterschied, der ihn von seinem Schüler trennte. Bonitz zählte damals kaum 26 Jahre und stand noch in den Anfängen seiner Lehrtätigkeit. So wurde die sichere Überlegenheit seines Wissens durch eine ungebrochene Jugendfrische in der Darbietung unterstützt, und gerade die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften ist ja besonders geeignet, die Herzen einer gesunden Jugend zu gewinnen. Pietätvoll hat Sydow die Aufsätze aufbewahrt, die er damals im Schuljahre 1840/41 für Bonitz anfertigte. Sie befinden sich noch heute im Besitze seines Sohnes, Sr. Exzellenz des Staatsministers Sydow, und sind mir gütigst zur Einsichtnahme überlassen worden. Es sind zwei dünne, graue Quarthefte, die folgende sechs Aufsätze von verschiedener Länge enthalten:

1. Welcher Mittel hat sich Schiller im 'Wilhelm Tell' bedient, um die vom Helden an Geßler verübte Tat sittlich zu rechtfertigen? — 2. Entwicklung des Gedankenganges in Goethes Gedicht 'Mahomets Gesang'. — 3. Worin besteht die wesentliche Verschiedenheit der späteren Dramen Schillers von seinen

früheren? — 4. Lessings 'Laokoon'. — 5. Monolog der Medea [Übersetzung aus Ovid in fünffüßigen Jamben]. — 6. Der Charakter Albas in Schillers 'Don Carlos' und Goethes 'Egmont'.

Ebenso bezeichnend wie die Wahl dieser ausschließlich der Lektüre entnommenen Themen sind Ausführung und Korrektur. Sowenig diese Aufsätze in ihrer äußeren Form, der engen Schrift und dergleichen, die heutigen pädagogischen Ansprüche befriedigen dürften, so gelungen erscheint im allgemeinen die Ausführung sachlich. Unter jeden Aufsatz, mit einziger Ausnahme der Ovidübersetzung, hat Bonitz eine Beurteilung von mehreren Zeilen geschrieben, worin die Ausstellungen in der Regel das Lob überwiegen. Dagegen fehlt durchgehends eine besondere Zensur.

Im nächsten Jahre hatte Sydow keinen Unterricht wieder bei Bonitz; bald darauf gingen ihre Wege weit auseinander. 1842 verließen beide das Graue Kloster. Sydow ging zu Ostern mit dem Zeugnis der Reife ab, um Jura und Cameralia zu studieren; Bonitz wurde im Herbst an das Gymnasium nach Stettin versetzt. Während dann Bonitz in Wien die Reform des höheren Schulwesens durchführen half, stieg Sydow, der nach Absolvierung seiner Studien in die preußische Justizverwaltung eingetreten war, in der Beamtenlaufbahn höher und höher. Daß er seinen verehrten Lehrer nicht vergessen hatte, zeigt ein Besuch, den er ihm 1861 in Wien auf der Durchreise nach Gastein abstattete. Der Rücktritt Bellermanns von der Leitung des Grauen Klosters 1867 gab dann Sydow den Anlaß, sich energisch für Bonitz einzusetzen. In seiner Eigenschaft als Jurist war Sydow in das Direktorium der Streitschen Stiftung gewählt worden, jenes großartigen Vermächtnisses, aus dem ein namhafter Teil der Aufwendungen für das Graue Kloster bestritten wird. Durch diese Stellung besaß er auch auf die Neubesetzung des Direktorpostens einen weitgehenden Einfluß. Offenbar war die Kandidatur Bonitzens Sydows eigenstes Werk. Leider sind die Briefe, die Sydow in dieser Angelegenheit an Bonitz schrieb, nicht mehr vorhanden. Da jedoch Bonitz in seinen Antworten die einzelnen Punkte aufs genaueste durchgeht, gelegentlich sogar mit wörtlicher Zitierung aus Sydows Briefen, so gewinnt man auch aus dieser einseitig erhaltenen Korrespondenz ein recht genaues Bild.

Der erste Brief, in dem Sydow die vertrauliche Anfrage an Bonitz richtete, ob er gegebenenfalls eine Wahl zum Direktor des Grauen Klosters annehmen würde, muß Anfang Januar 1867 geschrieben und etwa Mitte Januar in Wien eingetroffen sein. Die Antwort von Bonitz lautete:

Hochverehrter Herr Geheimer Rat!

Der ehrende und herzliche Brief, den ich vor wenig Tagen von Ihnen erhielt, hat mich auf das tiefste bewegt Ich habe als Lehrer an Ihrem Grauen Kloster nicht mehr getan, als die Frische der Jugendkraft, die Freude am Berufe und die Liebe zur Jugend von selbst mit sich bringen; nur dritthalb Jahre hindurch gehörte ich dem geschätzten Kollegium dieser altehrwürdigen Anstalt an. Und nun, nach einem Vierteljahrhundert, ist mir eine Anhänglichkeit bewahrt, als wär' ich eben erst aus diesem Kreise geschieden, und ein Vertrauen, das mich vor den zahlreichen verdienten Schul-

männern, unter denen Sie Umschau halten können, in seltener Weise auszeichnet. Dem Lehrer kann in seinem Berufsleben nichts Ermutigenderes und Erhebenderes zuteil werden, als diese Treue der Anhänglichkeit, die, im Jugendalter empfangen, die Stürme des Lebens überdauert. Für diese Gesinnung drängte es mich, Ihnen, hochgeehrter Herr, sogleich nach Empfang ihres Briefes meinen innigen wärmsten Dank auszusprechen. Aber Sie haben als Erwiderung Ihres Briefes zugleich eine Antwort auf Ihre Anfrage, eine bestimmte Erklärung zu erwarten. Und da sich diese unmöglich in ein paar Zeilen abtun läßt — ich bitte im voraus für die unvermeidliche Ausführlichkeit um Entschuldigung —, so mußte ich das Schreiben bis heute aufschieben, wo ich über ein paar ruhige Stunden zu verfügen habe.

Sie erinnern selbst daran, daß ich ehrenvolle Anerbietungen zur Rückkehr in mein Heimatland habe unbenützt vorübergehen lassen. Es geschah, nicht weil ich meiner engeren Heimat entfremdet wäre, sondern weil ich mir bewußt bin, in deutschem Sinne an der Grenzscheide deutscher Bildung zu wirken, und weil ich von dieser Tätigkeit, an der ich Freude habe, Erfolge sehe. Das Gymnasialwesen Österreichs ist in den 18 Jahren, seitdem ich hier tätig bin, ein anderes geworden, ich darf durch die Beteiligung bei der ersten Organisation, noch mehr durch die zähe und unermüdliche Festigkeit in der gesamten Folgezeit mir einen Anteil daran zuschreiben. Meine Kollegien, die ich im ersten Semester vor vier oder fünf Zuhörern hielt, sind jetzt von mehr als hundert Studenten fleißig und aufmerksam besucht. Es gibt kaum Gymnasien des zisleithanischen Österreichs, an denen nicht ein oder mehrere Lehrer einst meine Schüler gewesen wären. Daß die meisten derselben, ohne Unterschied der Nationalität, des geistlichen oder weltlichen Standes, auch nach langer Zeit mir ein treues Andenken bewahren, bewies sich erst im vorigen Jahre, als ich dem ehrenden Rufe nach Bonn nicht gefolgt war.[1]) Unter meinen Kollegen habe ich aufrichtige Achtung, in den gebildeten Kreisen Wiens ehrende Anerkennung gefunden; Freund und Feind hat sich gewöhnt, weit über die Wahrheit hinaus, die jetzigen Gymnasialeinrichtungen Österreichs mit meinem Namen zu identifizieren. — Sie begreifen, daß solche Bande sich nicht leicht und schmerzlos lösen lassen, und daß man in reiferen Lebensjahren bei einer derartigen Frage ernstlich überlegt, ob man noch die Zeit und die Kraft haben werde, anderwärts in einem neuen Kreise der Tätigkeit das gleiche wieder zu erwerben. Daß die jetzige Anfrage Berlin gilt, macht allerdings einen nicht zu unterschätzenden Unterschied, nicht nur weil dieser Mittelpunkt geistige Anregung und Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten in reicher Fülle darbietet, sondern vornehmlich, weil ich nicht ausschließlich darauf angewiesen bin, neue Verbindungen anzuknüpfen — in späteren Lebensjahren eine nicht leichte Aufgabe —, sondern unterbrochene, aber nicht gelöste Verbindungen erneuern darf; insbesondere an das Graue Kloster zu gehen, wird mir erleichtert, weil ich dann, trotz der Länge der Zwischenzeit und der fast vollständigen Personenänderung, an eine Schule zurückkehre, deren wahrhaft pietätsvollen Charakter ich kenne und zu schätzen nie aufgehört habe. Und doch würden auch diese Umstände mich nicht bestimmen, jetzt anders zu denken als vor einem Jahre, wenn ich nicht jetzt der Zukunft mit einer Sorge entgegensähe, die sich durch Vertiefung in Arbeit vergessen, aber nicht durch sichere Gründe beseitigen läßt. Diese Sorge gilt nicht oder

[1]) Es wurde Bonitz ein Album überreicht, 'welches 312 Photographien seiner Verehrer aus allen Nationalitäten, Geistlichen wie Weltlichen, umfaßte, und durch eines der schönsten Gedichte seines früheren Schülers, Robert Hamerling, geziert war' (Schenkl, Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1888).

so gut wie nicht den jesuitischen Tendenzen, deren Sie mit Recht Erwähnung tun. Solcherlei Tendenzen sind eine zufällige Koalition, die sich mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen läßt, da sie in der überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten und im Volke selbst keinen Boden haben. Was mir Sorge einflößt, das sind vielmehr die nationalen Gegensätze und Agitationen, die in immer stärkerer Macht das Ganze zerreißen, und die, einmal heraufbeschworen, schwerlich von denen wieder gebannt oder auch nur gemäßigt werden können, welche sie hervorgerufen haben. Wie in solchem chaotischem Gedränge wahre Bildung, die allein in dem deutschen Stamme Österreichs unmittelbar oder mittelbar ihren Grund hat, noch ferner Förderung finden oder nur Bestand haben soll, ist schwer zu ersehen. Man mag die Möglichkeit nicht eben leugnen, daß sich aus diesem Chaos in schnellster Kristallisation Neues, Haltbares gestalte; aber die Sorge vor einem Hinsiechen deutscher Bildung und deutscher Gesittung in langem innerem Kampfe, diese Sorge ist eine nur zu berechtigte. Diese Erwägungen, zu denen die Erfahrungen des letzten Jahres gewaltsam drängen, sind es, die mich bestimmen, daß ich den Gedanken an ein Aufgeben meiner gegenwärtigen Stellung nicht mehr von mir weisen darf; denn wer möchte sich gern der Gefahr aussetzen, erfolglos zu arbeiten und das allmählich zerfallen und verkommen zu sehen, was in jahrelanger Ausdauer mühselig aufgebaut ist. Diese unumwundene Erklärung der Motive, weshalb ich die jetzige Anfrage anders beantworte als frühere und weit entfernt bin, sie abzulehnen, richte ich an Sie, hochgeehrter Herr; ich bin Ihnen für Ihren vertrauensvollen Brief volle Offenheit der Gegenerklärung schuldig. Aber ich rechne mit unbedingter Zuversicht darauf, daß hierüber sowie überhaupt über eine Korrespondenz mit mir keinerlei Kunde über den Kreis derjenigen Männer hinausdringe, welche davon Kenntnis nehmen müssen und die schon im Interesse für die Sache und für mich die vollste Diskretion bewahren werden. Wer in bestimmter Richtung überzeugungstreu wirkt, darf darauf rechnen, seine Feinde zu haben; ich muß wünschen, daß solchen, die sich über mein Fortgehen freuen würden, nicht früher Gelegenheit zu entstellender Besprechung gegeben werde, bis die Sache als vollendete Tatsache dasteht. Ich habe um so mehr Grund, dieses diskrete Schweigen zu erbitten, weil ich besorgen muß, daß die wohlwollende und ehrende Absicht an der einen, für die fragliche Stelle unerläßlichen, Bedingung scheitert. 'Nach Streits Stiftung muß der Direktor Doktor der Theologie sein', schreiben Sie in Ihrem Briefe. Ich bin Doktor der Philosophie, nicht der Theologie; das einjährige Studium der Theologie, von dem aus ich zur Philologie übertrat, gibt mir kein Mittel, diese Würde zu erwerben, und schwerlich würde sich irgendeine theologische Fakultät veranlaßt sehen, die zeitraubende und nicht erfolglose Tätigkeit, die ich einer Seite des kirchlichen Lebens jahrelang gewidmet habe, durch ein Ehrendiplom auszuzeichnen. Für die Herstellung einer geordneten Kirchenverfassung der Evangelischen in Österreich und für die Erlangung wirklicher Gleichstellung gegenüber der katholischen Kirche habe ich allerdings hier schon lange vor der Erlassung des Protestantenpatentes und sodann nach dessen Erscheinen in der ersten Generalsynode gearbeitet; von dem, was bisher überhaupt erreicht ist, darf ich ohne Unbescheidenheit meinen Ausarbeitungen einen erheblichen Teil zuschreiben. Aber eine solche Tätigkeit, wenn sie ihr Ziel mit besonnener Mäßigung verfolgt, kann nicht vermeiden, nach entgegengesetzter Seite hin speziellen Wünschen wehe zu tun; so würde denn an der hiesigen evangelisch-theologischen Fakultät nur ein Teil mein Verfahren ehrend anzuerkennen geneigt sein. Ich erwähne dies deshalb, weil zur Erfüllung der bezeichneten Bedingung vielleicht dieser Weg Ihnen als der nächstliegende erscheinen möchte.

Ist also das theologische Doktorat unerläßliche Bedingung, so wird dieser Mangel

wohl der freundlichen Absicht ein unbesiegliches Hindernis setzen. Haben Sie dagegen, indem Sie die Anfrage an mich richteten, obwohl Ihnen der Mangel dieser Bedingung nicht unbekannt sein wird, an die Möglichkeit eines Abfindens mit derselben gedacht, so erlauben Sie mir, diejenigen Punkte zu bezeichnen, über die ich mir Auskunft erbitte, ehe ich abschließend und bindend eine zusagende Erklärung abgebe.

Als Sie vor sechs Jahren mich mit Ihrem Besuche erfreuten, waren mir von vier blühenden Söhnen noch zwei geblieben; von diesen beiden ist uns der jüngere vor nunmehr drei Jahren entrissen, und ein einziger Sohn, der älteste, ist uns gelassen. Sein Leben ist mit dem unsern in der Weise verwachsen, daß ich vor dem endgültigen Entschlusse einer Übersiedlung mir darüber muß eine bestimmte Vorstellung machen können, in welcher Weise die Folgen der Übersiedlung meinen Sohn treffen würden. Ihre Stellung im Justizministerium macht es Ihnen leicht, mir hierauf bestimmte Antwort zu geben, da mein Sohn die juristische Laufbahn erwählt hat. Er hat in den, hier gesetzlich erforderlichen, vier Universitätsjahren 1862—66 (und zwar 3 Jahre an der Wiener Universität, 1 Jahr an der Berliner) das juristische Studium absolviert, und die beiden juristischen Staatsprüfungen, die nach dem zweiten und nach dem vierten Universitätsjahr abzulegen sind, in vorzüglicher Weise bestanden. Das beiliegende Blatt gibt Ihnen ein Verzeichnis der gehörten Vorlesungen und der Gegenstände der Staatsprüfungen. Nach diesen Prüfungen stand ihm hier ein zweifacher Weg offen, entweder der Eintritt in die Gerichtspraxis, worauf dann nach drei Jahren eine praktische Richteramtspraxis folgt, oder der Eintritt in die Advokatenpraxis zugleich mit der Erwerbung des dazu erforderlichen und überdies die Richteramtsprüfung ersetzenden juridischen Doktorates. Mein Sohn hat den letzteren Weg erwählt. Er arbeitet seit Juli vorigen Jahres als Konzipient in der Kanzlei eines Advokaten und legt während des ersten Jahres dieser Tätigkeit die vier, jedesmal durch einen Zwischenraum von mindestens drei Monaten zu trennenden, Doktoratsprüfungen ab. Die erste dieser Prüfungen hat er bereits im November v. J. günstig bestanden (per unanima vota, die noch darüber hinausgehende Note cum applausu ist äußerst selten; in der Wahl der Universität Graz statt Wien ist mein Sohn dem Beispiel vieler seiner Kollegen gefolgt, die der an der hiesigen jurist. Fakultät üblichen Verschleppung der Termine ausweichen wollen); die übrigen beabsichtigt er bis zum September l. J. abzulegen. Es würde ihm, nach dem guten Anfange der praktischen Tätigkeit, den er gemacht hat, schwerlich fehlen, daß er zu günstigen Stellungen als Konzipient von Advokaten gelangte, bis er nach einigen Jahren die selbständige Führung einer Advokatur aspirieren könnte. — Bei dieser Lage der Dinge möchte ich mir nun gefällige Aufklärung darüber ausbitten, inwieweit meines Sohnes Studien in Preußen würden anerkannt werden und welchen Weg er danach würde einschlagen können, und erlaube mir noch folgende Bemerkung hinzuzufügen. Über die allgemeine juristische Bildung meines Sohnes habe ich mehr und mehr ein günstiges Urteil gewonnen, und ich glaube mich in dieser Richtung von der Wahrheit nicht weit zu entfernen, da ich nach meiner Natur mehr geneigt bin, an dem eigenen Sohne Vorzügen zu mißtrauen als sie zu überschätzen. Mein Sohn hat bei seinen Studien seinen Blick nicht auf die hier gültigen positiven Bestimmungen beschränkt, sondern durchweg den historischen Gang der Rechtsentwicklung überhaupt im Auge behalten; der Vorteil dieser Art des Studiums zeigt sich in seiner jetzigen praktischen Tätigkeit, für welche er sich Raschheit des Blickes erworben und dadurch schneller, als es sonst dem Anfänger gelingt, die Anerkennung des Advokaten, bei dem er arbeitet (selbst durch Zuweisung eines kleinen Anfanges von Besoldung) gewonnen hat. Ich glaube, daß hiernach das Studium eines andern positiven Rechtes und das Ein-

leben in seine Ausführung leicht ist und nicht ein weiteres Universitätsstudium als Bedingung erfordern würde — was nach bereits vier Universitätsjahren ohnehin sein Mißliches hat —, sondern nur die Kontrollierung durch eine Prüfung über das preußische Landrecht. — Hierüber also, über die Bedingungen, unter denen mein Sohn in preußische Rechtspraxis eintreten könnte, und über die Wege, die ihm dann offen stünden, erbitte ich mir ihre gütige Auskunft.

Hiermit hängt noch ein zweiter, meinen Sohn betreffender Punkt zusammen. Nach dem bisher in Österreich geltenden Militärgesetz war mein Sohn durch sein Studium und durch die günstigen Zeugnisse darüber von der Wehrpflicht befreit. Als das neue, dem preußischen nachgebildete Wehrgesetz in Aussicht stand und daher zu besorgen war, daß er ein Jahr des Lebens von ganz anders gesteigertem Werte verlieren könnte, erlegte ich die Befreiungstaxe (1000 Gulden ö. W.), durch welche derselbe, da jede rückwirkende Kraft des Gesetzes ausdrücklich abgelehnt ist, von jederlei Militärpflicht hier für immer befreit ist. Sogut ich nun weiß, daß das Dienen als Freiwilliger im preußischen Heere in vielen Hinsichten dem hier durch das neue Gesetz beabsichtigten nicht gleichzusetzen ist, so kommt es ihm doch in dem Anspruche an die Zeit gleich. Und dieser Umstand würde in dem vorliegenden Fall schon insofern ins Gewicht fallen, da ohnehin der Übertritt in eine ganz neue Sphäre der Tätigkeit zum mindesten den Aufwand eines ganzen Jahres erfordert. — Indem ich Sie über diesen Punkt um gütige Auskunft bitte, weiß ich, daß ich ein Gebiet berühre, daß Ihrem Tätigkeitskreise nicht unmittelbar angehört, und das durch sehr strenge Gesetze geregelt ist; indessen halte ich es doch für möglich, daß bei Übersiedlungen die anderwärts erworbenen Rechte als gültig betrachtet und anerkannt werden.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe 'Auch als Direktor des Grauen Klosters werden Sie, wie ich aus sicherer Quelle weiß, an der Universität lesen können pp.', und werden es gerechtfertigt finden, wenn ich nach 18jähriger Gewöhnung an diese Art der Tätigkeit darauf einen Wert lege, daß mir die Möglichkeit derselben erhalten bleibe; daß ich von derselben nie zur Beeinträchtigung meiner Amtspflichten Gebrauch machen würde, werden Sie und wer mich kennt mir gewiß zutrauen. Nun glaube ich allerdings, daß, wenn ich als Direktor des Klosters mich bei der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität habilitieren wollte, dieselbe dem Vorhaben keine Schwierigkeiten setzen würde, nachdem die philosophische Fakultät einer andern preußischen Universität mir in ehrender Weise einen Lehrstuhl angetragen hatte. Aber in den Jahren, in denen ich stehe, würde es für mich schwer sein, zur Erlangung einer solchen venia legendi meinerseits besondere Schritte einschlagen zu müssen. Es würde mir daher von Wichtigkeit sein, zu wissen, ob eine derartige Berechtigung, als 'Privatdozent' an der Berliner philosophischen Fakultät lesen zu dürfen, vielleicht sogleich mit ausgesprochen werden könnte. — Gestatten Sie mir, Ihnen, hochgeehrter Herr, in dieser Hinsicht einen Vorschlag auszusprechen. Mit einem Mitgliede der Berliner philos. Fakultät, Professor Trendelenburg[1]), stehe ich seit mehr als dreißig Jahren in unverändert freundschaftlichem Verhältnisse und steter Korrespondenz über wissenschaftliche Gegenstände. Er ist gewiß in der Lage, auf diese Frage die angedeutete Antwort zu geben, und würde es aus persönlichem Wohlwollen für mich gern tun. Falls es Ihnen genehm wäre, diesen Weg einzu-

---

[1]) Friedr. Adolf Trendelenburg (1802—1872), seit 1833 Professor an der Berliner Universität, namhafter Philosoph und Aristotelesforscher. Bonitz selbst hielt ihm die Gedächtnisrede in der Berliner Akademie der Wissenschaften. (Zur Erinnerung an F. A. Trendelenburg, Berlin 1872.)

schlagen, so erführe dadurch zugleich Trendelenburg den Inhalt dieses konfidentiell an Sie gerichteten Briefes, was mir insofern nur erwünscht ist, als seine aufrichtige Freundschaft es mir zur Pflicht macht, ihn wenigstens dann, wenn Ihre wohlwollende Absicht irgend Aussicht auf Verwirklichung zeigt, nicht ohne Kenntnis zu lassen.

Zuletzt erlauben Sie mir noch, die ökonomischen Verhältnisse, Gehalt und Pensionsberechtigung, der in Rede stehenden Stelle mit einem Worte zu berühren. Sie erwähnen als die ökonomische Ausstattung des Direktorates: freie Wohnung, cca. 2500 Reichstaler Gehalt nebst einigen Akzidentien und Legatenzinsen, in betreff des Pensionsrechtes daß nach einem allgemeinen Beschlusse mir auch die im Auslande geleisteten Dienstjahre würden angerechnet werden. — Zur Orientierung bezeichne ich meine hiesigen Bezüge: Gehalt und Quartiergeld 4650 Gulden CM d. h. 4882 Gulden Ö. W., dazu feste Remunerationen: 300 Gulden für die Direktion des philologischen Seminars, 500 Gulden für die Redaktion der österr. Gymnasial-Zeitschrift; variable Einnahmen: Kollegienhonorar 7—800 Gulden, Mitgliedschaft der Akademie der Wissenschaften cca. 200 Gulden, Gymnasialprüfungskommission cca. 250 Gulden, Unterrichtsrat, solange derselbe etwa noch bestehen wird, cca. 300 Gulden, also im ganzen ungefähr 7000 Gulden. Bei der Teuerung des Lebens in Wien, die wohl noch über die von Berlin hinausgehen mag, und bei dem jetzigen Schwanken im Werte der hiesigen Geldpreise geben diese Ziffern nicht eine sichere Vergleichung der wirklichen Bedeutung; übrigens ist meine Lebensweise eine einfache, fern von Ansprüchen des Luxus; nur in Beschaffung der wissenschaftlichen Hilfsmittel bin ich nicht gewohnt, mir ängstlich Schranken setzen zu müssen; ich lege ferner einen Wert darauf, dem Umgange mit befreundeten Männern und Familien das eigene Haus offen zu erhalten — ein engherziges Verfahren in dieser Hinsicht, denke ich, führt zu nachteiliger Isolierung —, und es würde mich beängstigen, wenn ich das jährliche Einkommen rein aufgebrauchte, ohne auch nur etwas für den Fall der Not zu erübrigen; endlich muß ich in Betracht ziehen, daß infolge der Übersiedlung mein Sohn jedenfalls für längere Zeit auf mich angewiesen sein wird, als dies hier der Fall wäre. Diese Gesichtspunkte allein sind es, die ich bei einer, freilich kaum mit annähernder Sicherheit auszuführenden Vergleichung, glaube ins Auge fassen zu müssen, um vor einer nachteiligen Selbsttäuschung bewahrt zu bleiben. — Was meine Pensionsfähigkeit betrifft, so bin ich (abgesehen von einer vorausgegangenen zweijährigen Anstellung an dem Blochmannschen Institute in Dresden) Ostern 1838 in Preußen angestellt worden, dann seit Ostern 1849 in Östreich. Bei der hiesigen Anstellung sind mir zehn Dienstjahre angerechnet worden, ich zähle also jetzt hier $27^3/_4$ Dienstjahre; mit 30 Dienstjahren haben hier Professoren an Gymnasien und Universitäten den gesetzlichen Anspruch auf den vollen Gehalt als Pension. Ich befinde mich, gottlob, in so glücklichem Gesundheitszustande und bei so rüstiger Arbeitskraft, daß ich hoffe, von diesem Rechte noch lange keinen Gebrauch machen zu müssen, sowie denn auch eine Unterbrechung meiner Kollegien durch eigne Krankheit in der ganzen Zeit meiner hiesigen Amtstätigkeit so gut wie niemals vorgekommen ist. Aber auch die zäh ausdauernde Kraft kann einmal plötzlich die Folgen der langen Anspannung erfahren; in dieser Hinsicht läge für mich eine Beruhigung darin, bestimmt zu erfahren, wie es mit meinen Pensionsrechten in Preußen stehen würde. Der Gedanke an ein untätiges arbeitsloses Alter ist mir etwas so Entsetzliches, daß ich gewiß, was an mir liegt, tun werde, von solchem Rechte keinen oder möglichst wenigen Gebrauch zu machen; aber die Ruhe des Gemütes in dieser Beziehung ist ja selbst ein Moment, das zur Erhaltung der Lebenskraft das Seinige beiträgt.

Verzeihen Sie, hochverehrter Herr, die Ausführlichkeit dieses Schreibens; ich konnte

sie nicht vermeiden, ohne in die Gefahr der Ungenauigkeit zu verfallen. Möchten Sie aus der Ausführlichkeit die Überzeugung schöpfen, daß mir die Sache ernstlichst am Herzen liegt und daß ich in den Stand gesetzt sein möchte, eine bindende Erklärung in dieser wichtigen Angelegenheit mit voller Ruhe und Zuversicht abgeben zu können. Indem ich die Bitte um strenge Diskretion erneure, verbinde ich damit die Versicherung, daß ich das gleiche meinerseits gewissenhaft einhalte, und daß ich unter keiner Bedingung die von Ihnen als bloße Möglichkeit eröffnete Aussicht, selbst wenn sie durch ihre ferneren Mitteilungen der Verwirklichung näherrücken sollte, als ein Mittel benutzen würde, hier irgendetwas zu erreichen.

Es kann sein, daß Ihre Erwiderung dieses Schreibens einfach die Unausführbarkeit Ihres freundlichen Vorhabens infolge des mir fehlenden theologischen Doktorates ausspricht; es ist aber auch möglich, daß diese Briefe der Anfang werden einer gemeinschaftlichen und — Gott gebe es — segensreichen Tätigkeit für die uns beiden teure Lehranstalt. In jedem Falle bin ich Ihnen, hochverehrter Herr, für das treubewahrte Wohlwollen und für das auszeichnende Vertrauen zu dem innigsten Dank verpflichtet.

In treuer Gesinnung aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ergebenster H. Bonitz,

Wien, 20. Januar 1867, Kärnthner Ring Nr. 11.

Der Brief zeigt, wie schwer sich Bonitz von Wien losriß, nach einer achtzehnjährigen Wirksamkeit bei einem Mann von 53 Jahren kein Wunder. Im Gegenteil, es ist bewundernswert, daß er sich losriß, daß er tapferen Mutes daranging, all die großen und kleinen Hindernisse zu überwinden, die sich seiner Rückkehr in den Weg stellten. Und was tauschte er ein? Materiell bedeutete die Berliner Stellung unverkennbar eine Verschlechterung, und wenn schon das Amt eines Gymnasialdirektors am Grauen Kloster sozial höher und einflußreicher eingeschätzt werden muß als das Direktorat eines Durchschnittsgymnasiums, eine Verbesserung bedeutete es gegenüber der Lehrtätigkeit an der Wiener Universität nicht. Das deutet auch Gomperz (Biographisches Jahrbuch II) an, wenn er erzählt, wie Bonitz beim Abschiedsmahl in Wien zu seiner Rechtfertigung einen Gedanken ausgesprochen habe, 'den er damals den Freunden 'gegenüber mehrfach laut werden ließ. Seine Bildung sei von Haus aus auf 'das Wirken an Mittelschulen angelegt gewesen, und gern suche er an der 'Schwelle des Greisenalters, welches zur Selbstbeschränkung mahne, wieder jene 'stillere Wirkungssphäre auf'. Nach all dem muß man annehmen, daß Bonitz sehr trübe in die Zukunft Österreichs sah und im besonderen für das höhere Schulwesen Kämpfe befürchtete, denen er seine Kraft nicht mehr gewachsen glaubte. Wenn auch die Ereignisse der nachfolgenden Jahre diesen Pessimismus anscheinend nicht völlig gerechtfertigt haben, so dürfte es doch unbestreitbar sein, daß Bonitz im allgemeinen die Verhältnisse richtig eingeschätzt hat. Daß er nach bestem Gewissen daraus für sich die Konsequenzen zog, war sein gutes Recht.

Sydow erwiderte das Schreiben von Bonitz umgehend, indem er wohl für die Zukunft des jungen Bonitz das weiteste Entgegenkommen in Aussicht stellte und auch zur Lösung der andern Schwierigkeiten Mittel und Wege aufzeigte.

Die Antwort von Bonitz verzögerte sich wieder um mehrere Tage, zunächst aus äußeren Gründen, aber vermutlich hieß Bonitz den Aufschub selbst willkommen, um sich innerlich mit der Sache auseinanderzusetzen und mit sich selbst ins reine zu kommen. Man glaubt es dem zweiten Brief von Bonitz noch anzumerken, wie der Schreibende mit sich ringt und sich erst gegen das Ende hin eine klare Entscheidung abzwingt.

Hochverehrter Herr Geheimer Rat!

Ihr wertes Schreiben vom 29. v. M., das auf alle Punkte meines Briefes mit der gewissenhaftesten Genauigkeit eingeht, machte mir eine möglichst baldige Erwiderung schon zu einer Pflicht der Dankbarkeit. Ich würde unter andern Umständen mich bestrebt haben, Ihrer Pünktlichkeit in Beantwortung nicht zu weit nachzustehen; aber als Ihr Brief anlangte, war meine Frau an einem Rheumatismus, der sich auf die Kopfnerven geworfen, sehr schmerzhaft erkrankt, einem Übel, das, der gesunden Natur meiner lieben Frau vollkommen fremd, gerade in diesem Winter hier zur Sorge gegründeten Anlaß gibt. In Tagen solcher Sorge ist es nicht möglich, einen Brief von solcher Wichtigkeit zu schreiben; nun das Übel bis auf etwas noch rückständige Ermattung gehoben ist, beeile ich mich, Sie, hochverehrter Herr, nicht länger auf Antwort warten zu lassen. Gestatten Sie, daß ich zunächst den einzelnen Punkten Ihres werten Schreibens folge.

Was zuerst das theologische Doktorat als Bedingung der Zulässigkeit zur Direktion des grauen Klosters betrifft, so darf ich nach Ihren Äußerungen die drakonischen Worte der Schenkungsurkunde außer Betracht lassen und mich auf den praktischen Standpunkt stellen, daß trotz der formellen Verwahrung dagegen doch das durch Dissertation oder honoris causa erlangte Doktorat tatsächlich als Erfüllung der Stiftungs-Bedingung betrachtet unbedenklich anerkannt wird. Den ersten Weg nach Bellermanns Beispiel einzuschlagen, etwa eine Dissertation aus dem Gebiete der griechischen Philosophie zu verfassen, welche durch Behandlung der theologischen Seite griechischer Philosophie einer theologischen Fakultät die Grundlage zur Verleihung ihrer summi honores darbieten könnte, bin ich noch auf geraume Zeit hinaus gehindert. Prof. Trendelenburg hat Ihnen mitgeteilt, daß ich vor nunmehr zwanzig Jahren im Auftrag der Berliner Akademie eine mühevolle Arbeit über Aristoteles übernommen habe[1]); sie ist nunmehr ihrem Abschlusse ungleich näher, als ihrem Anfange; aber daß sie zum Abschluß wirklich gelange, wird nur durch die Resignation erreichbar, mit der ich auf jede andere, wenn auch mehr zur Seite liegende, wissenschaftliche Arbeit für jetzt verzichte und mit ängstlicher Sorgsamkeit alle Zeit, die mir nach gewissenhafter Erfüllung aller meiner Amtspflichten verfügbar bleibt, ausschließlich diesem einen Gegenstand widme. Ich bin daher, so aufrichtig leid es mir tut, außer stande, meinerseits zur Erfüllung dieser Bedingung etwas beizutragen, und muß es also ganz in ihre Hände legen, ob es möglich ist, auf dem anderen Wege, dem des Ehrendiploms, der beengenden, aber doch zu Recht bestehenden Bedingung zu genügen. Daß die Bedingung zunächst unerfüllt bleibe und die sechsjährige Frist nach dem eventuellen Amtsantritt abgewartet werde, welche die Stiftung noch offen läßt, kann ich nicht wünschen; ich würde mir vorkommen, als hätte ich ein Amt nur vorläufig und precario angetreten, zu dem ich erst noch eine vorauszusetzende Prüfung nachzutragen hätte.

[1]) Der 'Index Aristotelicus'; erschien 1870.

Über meinen Sohn geben Sie nach beiden Richtungen, der juristischen und der militärischen, genaue Auskunft. Es ist ein eigentümlich günstiger Zufall, daß der Mann, an den Sie in militärischer Hinsicht sich zunächst zu wenden hatten, noch vom grauen Kloster her mir eine freundliche Erinnerung bewahrt. Ich vermute, daß Ihre Auskunft einen vollkommen beruhigenden Charakter hat; als bloße Vermutung muß ich dies bezeichnen, weil ich nicht sicher weiß, welche praktische Bedeutung der technische Ausdruck 'Ersatzreserve' hat. Wahrscheinlich ist damit erst eine ziemlich weite Entfernung von der Hinzuziehung zum aktiven Dienst gemeint. Daß diese Annahme in einer bestimmten Erklärung der Bedeutung von 'Ersatzreserve' ihre Bestätigung findet, hat für mich einen hohen Wert, nicht bloß in Rücksicht auf den aus dem aktiven Dienste sich ergebenden Zeitverlust, sondern insbesondere im Gedanken an die zu gewärtigende Richtung des Krieges, in welchem etwa mein Sohn zum Dienste verwendet würde. Denn daß in einem nächsten Kriege, auf den Preußen unverkennbar gefaßt ist und kampfbereit sein muß, die österreichische 'Regierung' (nicht die Mehrzahl der Bevölkerung) unter den Gegnern Preußens stünde, unterliegt — soweit sich in diesen Dingen etwas voraussehen läßt — keinem Zweifel. Sie werden es nicht als eine leidige unberechtigte Sentimentalität betrachten, wenn ich meinen Sohn der Notwendigkeit enthoben zu sehen wünsche, die Waffen gegen das Land zu tragen, an das ihn die werten Erinnerungen der empfänglichsten Jahre knüpfen.

In Hinsicht auf die juristische Laufbahn wird für die Genauigkeit Ihrer Auskunft und für die zuvorkommende Güte in Übersendung von Hilfsmitteln zur Orientierung mein Sohn selbst Ihnen seinen Dank auszusprechen sich erlauben. Ich glaube Ihre Worte, daß 'die ministerielle Dispensation von dem gesetzlich erforderten dritten Semester auf einer preußischen Universität unbedenklich sei', dahin auslegen zu dürfen, daß dadurch eben nur eine notwendige Form eingehalten werden muß, aber nicht zu besorgen ist, es würde nach bereits zurückgelegten acht Universitätssemestern noch ein weiteres Semester erfordert werden. Die vier Jahre, während deren mein Sohn nach abgelegter erster Prüfung noch ausschließlich auf meine Cassa angewiesen sein wird, bilden allerdings gegen die hiesigen Verhältnisse eine erhebliche Differenz, da hier mein Sohn bereits jetzt etwas Gehalt bezieht und im Verlaufe von sehr mäßiger Frist durch Erhöhung dieses Gehaltes dem Bedürfnisse meiner Unterstützung entwachsen würde. Aber die Überzeugung, daß dann der redlichen Arbeit eine sichere ehrenhafte Bahn eröffnet ist, und daß die juristische Tätigkeit unter wohlgeordneten, auf neu hinzugekommene Länder sich ausbreitenden Rechtsinstitutionen ein ungleich erhebenderer Lebensberuf ist, als in einem Falle, wo die eigene Überzeugung vielfach mit den tatsächlichen Verhältnissen kollidiert — diese Überzeugung macht es mir zur Pflicht, der Zukunft die Gegenwart unbedenklich zum Opfer zu bringen.

Über die Möglichkeit einer Universitätstätigkeit neben dem Direktorate haben Sie meinem Wunsche gemäß die Güte gehabt mit Prof. Trendelenburg Rücksprache zu nehmen. Trendelenburgs ebenso eingehende als freundschaftliche Mitteilung, die gleichzeitig mit Ihrem Briefe eintraf, zeigt mir, daß der Sache an sich wesentliche Schwierigkeiten nicht entgegenstehen werden, ihre Verwirklichung aber eine Frage der Zeit ist und sich nicht sogleich schon im voraus sicherstellen läßt. Ich sehe die Richtigkeit dieser wohlüberlegten Auskunft so vollständig ein, daß ich es ausdrücklich aufgebe, meine persönlichen Wünsche in betreff der Universitätstätigkeit mit der Erklärung meiner Bereitwilligkeit zur Annahme der von Ihnen freundlichst beabsichtigten Stellung noch ferner in irgendeine Beziehung zu bringen. Es bleibt allerdings mein Wunsch, daß mir das Lesen an der Universität gestattet sein möge; für gewisse Studien, die ich

durch ein paar Jahrzehnte mit möglichster Ausdauer betrieben habe, möchte ich durch Tätigkeit an der Universität weiterarbeitende Kräfte und mir zugleich eine bleibende Anregung zur Arbeit gewinnen. Ich betrachte also das Ganze nur als eine geistig erfrischende Abwechslung in der Privattätigkeit, der ich mich würde insoweit hingeben dürfen, als sie der vollständigen Erfüllung meiner Amtspflichten keinerlei Eintrag tut, vielmehr indirekt dieselbe fördert und unterstützt. Irgend eine ökonomische Bedeutung könnte eine solche eventuelle Betätigung an der Universität niemals haben, da diejenigen Seiten der Philologie, auf welche sich meine Vorlesungen beziehen würden, immer nur auf einen sehr beschränkten Kreis von Zuhörern zu rechnen haben.

Endlich erlauben Sie mir, hochverehrter Herr, zu den Angaben über die ökonomischen Verhältnisse der fraglichen Stellung, für deren eingehende Genauigkeit ich insbesondere danken muß, ein paar Bemerkungen hinzuzufügen. Die Pensionseinrichtungen in betreff meiner Frau sind, wie ich dies schon von sonst her wußte, durchaus günstig. In Hinsicht auf meine eigenen Pensionsanrechte muß ich es als höchst ehrenwert anerkennen, daß der Berliner Magistrat die im Auslande zugebrachten Dienstjahre anrechnet; ich darf dies nach Ihren Worten als etwas Zweifelloses, nicht erst einer besonderen Verabredung Anheimgegebenes voraussetzen; das Ausmaß der Pension im Verhältnis zum Gehalte ist im Vergleiche zu den hiesigen Einrichtungen erheblich ungünstiger; indessen, da ich Ihnen unverhohlen erklärt habe, daß ich den Eintritt in die geordneten und gesicherten Verhältnisse des preußischen Staates der möglichen Gefährdung meiner hiesigen Wirksamkeit durch die nationale Zerklüftung vorziehe, so muß ich es auch in den Kauf nehmen, daß der Staat, der an geistigen Kräften einen Überfluß zu seiner Disposition hat, in den Pensionierungen haushälterischer verfahren darf. — Zu den etatsmäßigen Bezügen des Direktorates mögliche Übereinnahmen noch in Rechnung zu bringen, muß ich mir durchaus versagen. Ich bin nicht ein Mann, der sich auf den Erwerb versteht; ich habe Nebeneinnahmen nie gesucht; hier haben sie sich in reichlichem Maße gefunden, teils in natürlichem Zusammenhange mit meiner amtlichen Tätigkeit, teils, weil man für manches eine andere geeignete Arbeitskraft nicht zu finden glaubte — Umstände, welche sämtlich bei der Stellung am Grauen Kloster nicht stattfinden. Ich darf also nur die etatsmäßige Einnahme der Stelle in Betracht ziehen. Eine Vergleichung derselben in ihrer Bedeutung mit meinen hiesigen Bezügen würde bei halbwegs normalen Verhältnissen möglich sein und dann selbst unter der Voraussetzung einer teilweise minderen Teuerung in Berlin gegen Wien doch entschieden zugunsten der hiesigen Einnahmen ausfallen; aber die große Unsicherheit in der Geltung der hiesigen Geldzeichen macht allerdings eine feste Vergleichung unmöglich. Übrigens hat diese Vergleichung nicht die Wichtigkeit, wie die Beurteilung des Wertes der fraglichen Besoldung an sich im Verhältnis zu den Erfordernissen eines sorgenfreien Lebens. In dieser Hinsicht glaube ich der Bemerkung Trendelenburgs Vertrauen schenken zu dürfen, der mir schreibt: 'Leider ist die Zahl Ihrer Familie beschränkt worden; aber die angebotene, hier immer für ansehnlich geltende Einnahme hat um so weniger Bedenken. Eine zahlreiche Familie würde hier vielleicht mehr brauchen.' Aber gerade mit Beziehung auf diese vorsichtige Bemerkung des erfahrenen Freundes darf ich mir wohl erlauben, den Wunsch zu äußern, daß in dem Gehalt aus der städtischen Kasse die auf den Aussterbeetat gesetzten 100 Reichstaler mir möchten belassen werden, so daß der Gehalt in seiner jetzigen Höhe von 2000 Reichstalern verbliebe. Es wird mir sehr schwer dies auszusprechen, da ich mich in der glücklichen Lage befinde, daß ich nie in meinem Leben um einen Gehalt gemarktet habe; aber bei dem Gedanken, daß in den nächsten Jahren durch die veränderte Laufbahn meines

Sohnes meine Ausgaben merklich erhöht sein werden, würde ich in einem solchen Beschlusse außer der ehrenden Anerkennung zugleich eine sehr dankenswerte Beruhigung finden. — In betreff der Übersiedlungskosten bemerken Sie in Ihrem werten Briefe, daß eine Verständigung darüber keinen Schwierigkeiten unterliegen dürfte. Eine Gewißheit hierüber möchte ich umsomehr wünschen, weil ich aus Erfahrung weiß, in welchem Maße eine Übersiedlung außer Verdruß und Zeitaufwand zugleich Kosten und Verluste verursacht, und weil ich nicht möchte in dieser Hinsicht auf eine nachträglich zu stellende Bitte mich angewiesen sehen.

Die Anfrage, welche Sie an mich in betreff meiner Geneigtheit zur Übernahme der Direktion des Grauen Klosters gerichtet, haben Sie, hochverehrter Herr, in Ihrem eignen Namen gestellt; sie ist ein Ausfluß Ihrer mich über alles Verdienst ehrenden Anhänglichkeit aus alter Zeit. Die Entscheidung über die Besetzung liegt nicht in Ihrer Hand, sondern geschieht durch Wahl, ich weiß nicht, ob seitens des Magistrats oder seitens der Stadtverordneten Berlins. Erlauben Sie mir die Frage: Läßt sich wohl mit annähernder Wahrscheinlichkeit das Ergebnis dieses Wahlaktes voraussehen? Es ist möglich, daß Sie als gewissenhafter Mann eine Antwort auf diese Frage gerade bei der von mir erbetenen Diskretion ablehnen müssen; aber Sie werden es anderseits auch erklärlich finden, daß ich bei einer in mein Leben auf das tiefste einschneidenden Änderung, die sich bei jeder arbeitsfreien Zeit der Gedanken unausweichlich bemächtigt, einen Einblick in den Grad der Wahrscheinlichkeit wünsche.

Verzeihen Sie, hochverehrter Herr, daß ich Sie mit einer Menge einzelner zerbröckelter Bemerkungen behellige, noch zerbröckelter dadurch, daß ich leider beim Schreiben dieses Briefes zahlreichen Unterbrechungen ausgesetzt war. Möglicherweise läßt dieser Inhalt meines Briefes Sie für einen Augenblick zweifeln, ob Sie darin die Überlegungen zu erkennen haben, die man bei einem wichtigen Entschlusse sich selbst schuldig ist und nicht minder denen, in deren Kreis man einzutreten gedenkt, oder ob Sie darin den versteckten Anfang eines Rückzuges erblicken sollen. Gegenüber solchen etwaigen Zweifeln gebe ich Ihnen die ausdrückliche Erklärung, daß ich bereit und entschlossen bin, einem Rufe an die Direktion des Grauen Klosters Folge zu leisten, und daß ich dann, was irgend in meinen Kräften steht, aufbieten werde, den Anforderungen dieses wichtigen Amtes und dem mir geschenkten ehrenden Vertrauen zu entsprechen. Was ich im einzelnen ausgesprochen habe, das sind Anfragen, für deren Beantwortung, Wünsche, für deren Berücksichtigung ich danken werde, ohne daß davon meine Entscheidung abhängig gemacht ist. Als Bedingungen meiner Annahme glaube ich folgendes aussprechen zu müssen, und ich hoffe zuversichtlich, für dieselben die Billigung Ihres Urteils zu finden:

Erstens: daß die Erwerbung der theologischen Doktorwürde vorher gesichert sei; es würde für mich ein drückender Gedanke sein, unter dem Damoklesschwerte einer unerfüllten gesetzlichen Forderung zu stehen.

Zweitens: daß mit der Ernennung die Zusicherung einer Entschädigung der Übersiedlungskosten verbunden sei; ich glaube nach dem eben Dargelegten dafür keine weitere Motivierung geben zu müssen.

Drittens: daß die Entscheidung erst bekannt werde — und das wird wohl notwendig heißen, daß sie auch erst eintrete — nach dem Beginn des nächsten Sommersemesters, also in den ersten Wochen des Mai l. J. Dieser Anspruch, der übrigens gewiß die geringsten Schwierigkeiten macht, setzt Sie vielleicht in Verwunderung, weil mir doch jedenfalls daran liegen muß, von der zukünftigen Gestaltung meines Lebens mir möglichst bald ein Bild machen zu können. Aber die 18 Jahre ununterbrochener

Tätigkeit haben mich durch die mannigfachsten Fäden mit dem hiesigen Leben eng verknüpft, so daß es für mich sehr drückend sein würde, eine lange Zeit schon entwurzelt und entfremdet hier zubringen zu müssen. Lieber ertrage ich die längere Dauer der Unsicherheit der Sache selbst in einsamer Verschwiegenheit — Vertiefung in Arbeit bietet ja in diesem Fall eine sichere Erleichterung —, als daß ich so lange Zeit den zahllos sich wiederholenden Äußerungen, aufrichtig wohlmeinenden und bloß scheinbaren, Rede stehen möchte. Indem ich deshalb zu meiner wesentlichen Erleichterung die Bitte stellen muß, daß die Entscheidung erst Anfang Mai eintrete und bekannt werde, wird dadurch die Erklärung meiner Bereitwilligkeit zur Annahme, wie ich dieselbe Ihnen ausgesprochen habe, nicht im mindesten aufgeschoben oder in Frage gestellt; aber allerdings bleibt auch noch für diese Frist Diskretion in Behandlung der Sache mein dringender Wunsch, damit nicht eine Notiz davon zufällig früher hierher dringe. — Die Pünktlichkeit meines eventuellen Amtsantrittes am Grauen Kloster wird durch den Aufschub der Entscheidung bis zu dem bezeichneten Zeitpunkte in keiner Weise gefährdet; denn die Entlassung aus meiner hiesigen Stellung für den Schluß des Semesters kann mir, sobald ich dieselbe begehre, nicht verweigert werden.

Indem ich auf den Umfang zurückblicke, zu dem auch dieser Brief wieder angewachsen ist, tritt mir lebhaft der Gedanke vor die Seele, wie leicht es geschehen kann, daß der schließliche Akt der Wahl der Absicht widerspricht, welche Sie, hochverehrter Herr, zur Übernahme dieser Ihre Zeit reichlichst beanspruchenden Korrespondenz und Verhandlung bestimmt hat. Auch wenn dieser Fall eintreten sollte, werde ich die treue Gesinnung ehrender Achtung, welche Sie mir bewahrt haben, in unverbrüchlicher Dankbarkeit schätzen.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihr

treu ergebener

Wien, 11. Febr. 1867 H. Bonitz.

Indem mein Sohn mir seinen Brief zur Einlage gibt, erschrecke ich einigermaßen, statt eines kurzen Dankschreibens eine ausführliche Expektoration zu erhalten. Sie werden hoffentlich gütigst verzeihen, daß die Feder angedeutet hat, wes das Herz voll ist.

Wie sich die Sache weiter abwickelte, habe ich leider nicht im einzelnen genau feststellen können. Auf meine Anfrage teilte mir der Berliner Magistrat freundlichst aus den Akten mit, daß Bonitz am 23. März 1867 zum Direktor des Grauen Klosters gewählt worden sei und durch Schreiben vom 29. März die Wahl angenommen habe. Ob aber zugleich alle drei im letzten Briefe von Bonitz gestellten Bedingungen erfüllt waren, erscheint mir mindestens zweifelhaft. Gar nichts ließ sich bezüglich Punkt drei ermitteln, aber auch wie es mit der ersten Bedingung, der Verleihung des theologischen Doktortitels, gehalten wurde, bleibt unklar. Bonitz selbst berichtet kurz in seiner Selbstbiographie (Heidemann, Gesch. des Gr. Klosters S. 317), daß ihm die theologische Fakultät der Kieler Universität bei seinem Scheiden aus Wien das Ehrendiplom eines Doktors der Theologie verliehen habe, wahrscheinlich wegen seiner 'Tätigkeit auf kirchenpolitischem Gebiete'. Eine Anfrage an die Kieler Fakultät blieb leider unbeantwortet. Vielleicht wurde schon im Februar 1867 (etwa durch Trendelenburg; von persönlichen Beziehungen Bonitzens zu Kiel ist uns nichts bekannt) die Verleihung angebahnt und nur pro forma erst im Herbst voll-

zogen. Ähnlich verfuhr man ja auch mit Bonitzens Aufnahme in die Berliner Akademie. Erst nach der Übersiedelung nach Berlin wurde Bonitz durch allerhöchsten Erlaß vom 27. Dezember 1867 als ordentliches Mitglied der Akademie bestätigt, während schon im Sommer Trendelenburg die einleitenden Schritte getan hatte. Die Königliche Akademie hat mir in sehr freundlichem und dankenswertem Entgegenkommen den auf Bonitzens Wahl bezüglichen motivierten Antrag im Wortlaut zur Verfügung gestellt. Er ist von Trendelenburg und Moriz Haupt unterzeichnet und unter dem 12. August 1867 eingereicht. Er lautet: 'Seit Schellings Tode im August 1854, also seit 13 Jahren, 'ist in der Akademie die Philosophie, der drei Stellen bestimmt sind, nur 'durch ein Mitglied vertreten. Dieser Mangel wird namentlich empfindlich, 'wenn es sich infolge der Statuten und eines Legates darum handelt, Philo-'sophische Preisfragen zu stellen und Preisschriften zu beurteilen. Daher liegt 'es im Interresse der Akademie sich so bald als möglich nach dieser Seite zu 'ergänzen. Am 1. Oktober tritt Prof. Herm. Bonitz, jetzt in Wien und dort 'tätiges und hervorragendes Mitglied der Kaiserlichen Akademie, in die Stelle 'des Direktors des Gymnasiums zum Grauen Kloster. Seine Bestallung ist von 'seiner Majestät dem Könige bereits im Mai d. J. vollzogen, und er hat sein 'Verhältnis in Wien gelöst. Obgleich nun nach § 7 der Statuten die Ernennung 'eines Mitgliedes der Akademie erst erfolgen kann, wenn der Gelehrte in Berlin 'lebt, so hindert doch nichts und hat bisher nichts gehindert, die Schritte, 'welche die Ernennung vorbereiten, vor der Ankunft desselben in Berlin zu 'unternehmen. Daher erlauben sich die Unterzeichneten schon jetzt, den Pro-'fessor H. Bonitz, dessen anerkannte Arbeiten in das Gebiet der alten Philo-'sophie fallen, für eine der der Philosophie aufbehaltenen Stellen in Vorschlag 'zu bringen.' Es folgt eine ausführliche Würdigung seiner gelehrten Schriften. Dann schließt der Antrag: 'Schon die Ausarbeitung des Index zum Aristoteles, 'durch welche Professor Bonitz unsere Akademie sich verpflichtet hat, macht 'nach der Ansicht der Unterzeichneten seine Wahl zum Mitgliede zu einer Art 'Ehrenschuld. Überdies wird es der Akademie zur Ehre und Freude gereichen, 'einen Mann in sich aufzunehmen, dessen rastlose unbeirrte Tätigkeit seit dem 'von ihm 1849 entworfenen und, soviel an ihm war, standhaft verfolgten Plan 'zu einer Reorganisation der österreichischen Gymnasien in Österreich zu einem 'Moment der Kultur geworden ist, wie bei seinem Scheiden aus Wien von allen 'denen dankbar anerkannt wird, welchen im weiten österreichischen Kaiserreiche 'heller und gründlicher wissenschaftlicher Unterricht am Herzen liegt.' — So konnte Bonitz alsbald auch in Berlin seine wissenschaftliche Lehrtätigkeit fortsetzen. Wie erfolgreich er gerade auf diesem Gebiete gewirkt hat, wissen wir aus Paulsens liebevoller Schilderung (Aus meinem Leben, S. 150f.)

Wenn Bonitz freilich gehofft hatte, sich durch den Übertritt nach Preußen an die Spitze des Grauen Klosters einen ruhigen Lebensabend zu sichern, so hatte er sich sehr geirrt. Auch das Direktorat zum Grauen Kloster sollte für ihn nur eine Durchgangsstation werden. Im Herbst 1875 wurde er als Nachfolger Ludwig Wieses vom Minister Falk in das Kultusministerium berufen. Es

ist unschwer zu erraten, daß es auch diesmal wieder Sydow war, der Bonitz in Vorschlag brachte, wennschon mir keine Beweise dafür vorliegen. Sydow, zuletzt Apellationsgerichts-Präsident in Münster, war im Herbst 1872 durch Falk, mit dem er von seiner früheren gemeinsamen Tätigkeit im Justizministerium bekannt und befreundet war, als Ministerialdirektor in das Kultusministerium berufen worden.[1]) Wie Wiese (Lebenserinnerungen II, Seite 82) erzählt, war zunächst ein anderer Kandidat von Falk als Wieses Nachfolger in Aussicht genommen, wurde aber wieder fallen gelassen, weil er in religiöser Beziehung zu weit links stand. An seiner Stelle ist dann, offenbar auf Sydows Befürworten, Bonitz gewählt worden.

Bonitzens Eintritt in das Kultusministerium wurde in pädagogischen Kreisen mit Freude begrüßt und erregte große Erwartungen. Daß er diese Erwartungen nur sehr unvollkommen erfüllt hat, ist schon wiederholt ausgesprochen worden, z. B. von Paulsen, Gesch. des gel. Unterrichtes II 375. Eine Erklärung für Bonitzens geringe Erfolge gibt Kultusminister Bosse, der als vortragender Rat mehrere Jahre zusammen mit Bonitz im Kultusministerium gearbeitet hat, in seinen Lebenserinnerungen (Grenzboten 1904). Er erzählt: 'Man knüpfte, 'da Bonitz auf politischem wie kirchlichem Gebiete liberaleren Anschauungen 'huldigte (als Wiese), an seine Berufung in die preußische höhere Unterrichts-'verwaltung sehr weitgehende Hoffnungen auf eine tiefgreifende Umgestaltung 'unseres höheren Schulwesens. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. 'Bonitz war ein Gelehrter, vielleicht seinerzeit der gediegenste Kenner des Platon 'und Aristoteles, ein ungemein fein und vielseitig gebildeter Mann, klug und 'geistvoll, aber nicht gerade hervorragend in der Erledigung von Verwaltungs-'geschäften. Er kam langsam und schwer zu dem Entschlusse einer einschnei-'denden Anordnung, und seine Verfügungen litten durch das Bestreben, recht 'deutlich zu sein und alle Mißverständnisse auszuschließen, nicht selten an einer 'unpraktischen, allzu wortreichen Breite.' Bei den Schwierigkeiten seines neuen Amtes fand Bonitz in seinem ehemaligen Schüler und jetzigen Vorgesetzten Sydow einen freundlichen Helfer. Einen Einblick in die damaligen Beziehungen beider gibt ein interessanter Brief, den Bonitz 1878 an Sydow richtete.[2]) Veranlassung des Schreibens war offenbar eine Debatte in der Überbürdungsfrage gewesen, einer Frage, die schon zur Zeit von Wieses Amtsführung die Geister und Federn innerhalb der höheren Schulwelt viel beschäftigt hatte und die auch Bonitz oft Kopfschmerzen machte (Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts II 506 ff.). Um Bonitz einen Vergleich zwischen den eigenen An-

---

[1]) Über Sydows Tätigkeit im Kultusministerium liegen bereits mehrere sehr interessante Zeugnisse aus der Feder von ehemaligen Amtsgenossen vor, z. B. von Geheimrat K. Schneider (Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule, S. 325) und von dem nachmaligen Kultusminister Bosse (Lebenserinnerungen, Grenzboten 1904 II 30 f.).

[2]) Mir gütigst von Sr. Exzellenz Herrn Staatsminister Dr. Sydow zur Veröffentlichung überlassen. Wenn es mir gelungen ist, diese Arbeit überhaupt zu einem leidlich befriedigenden Abschluß zu bringen, so danke ich das in erster Linie der mannigfachen Förderung, die ich von Sr. Exzellenz empfangen habe.

forderungen von einst und den Ansprüchen der Gegenwart zu ermöglichen, hatte Sydow dem ehemaligen Lehrer die oben erwähnten treulich bewahrten Aufsatzhefte aus den Jahren 1840/41 übersandt. Bonitz schickte die Hefte, nachdem er Einsicht genommen, mit folgenden Zeilen zurück:

Berlin 13./4. 78.

Herzlichen Dank, Hochverehrter Herr Unterstaatssekretär, für die Mitteilung der wieder beigeschlossenen Anlage und für die gütige Gesinnung, welche die Übersendungszeilen von neuem bekunden.

Gefehlt in der Höhe der Ansprüche habe ich auch, wenngleich im Grunde nur einmal, durch die Aufgabe über Lessings Laokoon. Der Unterschied von damals und jetzt scheint mir aber zu sein: ich war für Maß und Art der Aufgaben auf mich selbst angewiesen, weder durch Schriften, welche die Aufgabe des deutschen Unterrichts eingehend behandelten, noch durch persönlichen Rat geleitet. Meine Fehler waren Fehler der Unwissenheit. Jetzt ist für Art und Höhe der Forderungen eine Theorie ausgebildet, welcher der einzelne sich schwer entzieht; und hierin besonders sehe ich die Gefahren einer Überschreitung der dem Lebensalter der Schüler entsprechenden Aufgabe.

Nach einer andern Seite hat mich der Einblick in Ihr Heft wehmütig gestimmt. Unwiderbringliches Glück der Jugend! Nicht die Kraft ausdauernder Arbeit wäre ich jetzt imstande aufzubieten, nicht die sichere Zuversicht in den zurechtweisenden Bemerkungen würde ich besitzen: Jugendlichkeit der Lehrer ist doch für den Unterricht der Jugend in einem unersetzlichen Vorteil!

Die Mühe, welche vor einem Menschenalter der Unterprimaner dem jugendlichen Lehrer machte, hat jetzt in vollem Maße der Unterstaatssekretär mit den Arbeiten des Mannes, der noch im Alter eine neue Bahn zu betreten gewagt hat. Ich bewundere die Schärfe der eindringenden Aufmerksamkeit, welcher keine Unbestimmtheit hoffen darf zu entschlüpfen, und ich bin voll Dankbarkeit für die Milde und Nachsicht der Form, in welcher jede Berichtigung erfolgt.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr

ganz ergebenster

H. Bonitz.

Einige Zeit nach diesem Schreiben lösten sich die amtlichen Beziehungen der beiden Männer für immer. Sydow schied im Herbst 1879, nach Falks Abgang, gleichfalls aus dem Kultusministerium und wurde zum Präsidenten der Hauptverwaltung der Staatsschulden ernannt. Aus diesem Amt trat er im Frühjahr 1892 in den Ruhestand und starb am 16. Juli 1900 in Berlin. Bonitz blieb auch unter den beiden folgenden Ministern von Puttkamer und von Goßler in seinem Amte, bis ihn im Jahre 1888 ein rasch zum Tode führendes Gehirnleiden zum Rücktritt zwang.

EIN GEFÄHRLICHES EXPERIMENT

(Zur Frage des Übersetzens in die alten Sprachen)

Von Joseph Koch

'Alles in der Sprache ist zugleich Erscheinung und Mittel, Erscheinung die richtig gedeutet, Mittel, das richtig angewandt werden kann': so beginnt von der Gabelentz ein Kapitel seines Buches 'Die Sprachwissenschaft'.[1]) Und an einer anderen Stelle etwas ausführlicher: 'Insofern ich sie [die Sprache] ver-'stehe, stellt sie sich mir dar als Erscheinung oder vielmehr als eine Gesamtheit 'von Erscheinungen, die ich deute. Insofern ich sie anwende, bietet sie sich mir als 'Mittel oder richtiger als eine Gesamtheit von Mitteln zum Ausdruck meiner 'Gedanken. Dort war die Form gegeben und der Inhalt, der Gedanke zu suchen, 'hier umgekehrt: gegeben ist der Gedankeninhalt, und gesucht wird die Form, 'der Ausdruck.'[2]) Man kann die beiden Arten der Übersetzungstätigkeit wohl kaum klarer und glücklicher ausdrücken. Man sollte meinen, daß eine vernünftige und zweckmäßige Spracherlernung mit diesen beiden sich einander ergänzenden Systemen, dem analytischen, wonach der Schüler die Spracherscheinungen zerlegen und erklären soll, und dem synthetischen, das ihm die Mittel an die Hand gibt seine Gedanken in die richtige fremdsprachliche Form zu kleiden, sich befassen müsse. Nun stellt in einem 'Zur Vereinfachung des altsprachlichen Unterrichts' überschriebenen Aufsatz in den 'Preußischen Jahrbüchern' (Juniheft 1913) Martin Havenstein wieder den Satz auf, 'daß dem Übersetzen in die alten Sprachen eine selbständige Bedeutung nicht zukommt, und daß es daher nur so weit eine Berechtigung hat, als es für das Verständnis der alten Schriftwerke wirklich erforderlich ist'. Dann hat er auch im 'Säemann'[3]) für seine Reformideen Propaganda zu machen gesucht in einem Aufsatze, in dem man einen Teil wenigstens des in Aussicht gestellten experimentellen Beweismaterials erwarten konnte, der aber der Form nach vielfach nur eine wörtliche Wiederholung, dem Inhalte nach ein dürftiger Auszug des früheren ist. Die eben erwähnte Behauptung Havensteins mag in bezug auf den griechischen Unterricht und seine von den Lehrplänen geforderte Zielleistung einigermaßen berechtigt sein. Dadurch aber, daß er dem Übersetzen ins Lateinische

---

[1]) von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, 2. Aufl., Leipzig 1901, S. 86.

[2]) A. a. O. S. 84.

[3]) Der Säemann, Monatschrift für Jugendbildung und Jugendkunde; Jahrg. 1913, Heft 8. Der Aufsatz Havensteins (S. 349 ff.) hat die Überschrift: 'Eine notwendige Vereinfachung des altsprachlichen Unterrichts'.

die selbständige Bedeutung im Unterricht abspricht und den Vorschlag macht, als alleinige Sprachbetrachtung und Sprachbehandlung beim Latein nur die analytische gelten zu lassen, läßt er völlig das Ziel des lateinischen Sprachunterrichtes aus dem Auge, ein Ziel, das wesentlich verschieden ist von dem, das bei der Erlernung der griechischen Sprache stets vorschwebt.

Sind die Ausführungen, die Havenstein macht, um das Hinübersetzen als wertlos und zeitvergeudend, das Herübersetzen als einzig berechtigt im Lateinunterricht hinzustellen, wirklich so lückenlos und beweiskräftig, daß der Vorschlag, das erstere abzuschaffen und auf das letztere allein sich zu beschränken, praktisch annehmbar wäre? Die Überzeugung der Lateinlehrer von dem hohen formalen Bildungswerte des Übersetzens in diese Sprache nennt unser Reformator ein eingewurzeltes Vorurteil, dessen ernstliche und gründliche Prüfung man leider versäumt habe. Völlig unverständlich ist es nun, daraus, daß diese Methode noch auf dem Gymnasium Geltung hat, zu schließen, daß die berufenen und maßgebenden Vertreter diese Prüfung unterlassen haben; vielmehr könnte man, falls man ihnen nicht jede Prüfung und Urteilsfähigkeit *in rebus paedagogicis* abspricht, hieraus den Schluß ziehen, daß dieses Verfahren nach reiflicher Überlegung nicht nur für noch berechtigt, sondern auch für durchaus unentbehrlich im Betriebe der Erlernung der antiken Sprache gilt. Havenstein hat diese Prüfung angestellt und gefunden, daß es an der Zeit ist, das Übersetzen ins Lateinische abzuschaffen, und zwar deshalb, weil es weder materialen noch formalen Bildungswert besitzt, weil es wesentlich Gedächtnissache, Erfordernis von Wissen ist, das Übersetzen aus den alten Sprachen jedoch wesentlich Verstandessache, Erfordernis von Denken. 'Wunderliche Menschen', sagt Paul Cauer einmal[1]), 'die sich von einer Einseitigkeit nicht anders freimachen 'können, als indem sie zu der entgegengesetzten hinübereilen! In einen schwie'rigen Stoff dringt man am sichersten ein, wenn man ihn von verschiedenen 'und womöglich entgegengesetzten Enden her in Angriff nimmt.'

Obiges Ergebnis glaubt Havenstein durch eine von ihm gemachte Beobachtung bestätigt, und er wird nicht müde[2]) zu betonen, ein alter Gymnasiast, der schon längst keinen Tertianersatz mehr ohne grobe Fehler ins Griechische und keinen deutschen Primanertext ins Lateinische übersetzen kann, sei doch imstande, Platon und Homer, überhaupt griechische und lateinische Schriftsteller leichter zu lesen und zu verstehen als in seinen Primanertagen. Zunächst muß man die Allgemeingültigkeit dieser Beobachtung jedenfalls bezweifeln; trifft sie aber bei einigen besonders Sprachbegabten zu, so ist diese Fähigkeit, als reifer Mann sich in einen fremdsprachlichen Text zu vertiefen, zum großen Teil eben der früher am Lateinischen und Griechischen gewonnenen Übung zuzuschreiben. Sodann ist auch folgendes zu bedenken: Ist ein solcher auch imstande, über jede grammatische Erscheinung Rechenschaft zu geben, jedes Wort grammatisch zu erklären? Die Antwort dürfte wohl Nein! lauten. Die Beherrschung der Flexion der Substantiva und Verba macht ihm hier zu schaffen, und deshalb

[1]) Cauer, Grammatica militans. 3. Aufl. 1912. S. 46.

[2]) Preuß. Jahrb. CLII (1913) S. 428 u. 430; Säemann 1913, S. 350 u. 352.

muß er auch beim Hinübersetzen, das mit peinlicher Genauigkeit die Bildung der Formen verlangt, versagen, während er, um den Sinn eines fremdsprachlichen Textes zu verstehen, sein Hauptaugenmerk auf den Stamm der Wörter richtet, und weniger auf die Endung. Würde diese Methode im Unterrichte angewandt, so würde man den Schüler ja zum fortwährenden Raten verleiten. Aber ein 'Verstehen' kann man auch das nicht nennen; darunter verstehe ich ein restloses Erfassen und eine völlige Klarheit der Form wie des Inhaltes.

Der Schluß, den Havenstein aus seiner Beobachtung zieht, ist durchaus anfechtbar. Beim Übersetzen aus dem Lateinischen sollte keine Gedächtnisanstrengung verlangt werden? Daß einer, der zehn Jahre oder mehr ernstlich weder Latein noch Griechisch getrieben hat, noch über einen umfangreichen fremdsprachlichen Wortschatz verfügt, gilt für den Durchschnitt der Gebildeten nicht; wenn er einen lateinischen Primanertext verstehen und, wohlgemerkt, richtig übersetzen will, so muß ihm sein Gedächtnis immer die Bedeutung der Vokabeln an die Hand geben, und es hat dadurch bei der Übersetzungstätigkeit ein gut Stück Arbeit geleistet. An dieser Tatsache kann auch Havenstein nicht stumm vorbeigehen; er macht denn auch weiter unten die Einschränkung: 'Freilich muß man beim Übersetzen aus der fremden Sprache sein Gedächtnis befragen. Man muß die Bedeutung der fremden Wörter kennen' (Pr. Jahrb. 422). Gewiß, es besteht ein Unterschied zwischen den beiden Arten der Übersetzungstätigkeit. Beim Herübersetzen muß der Schüler sich auf den Standpunkt, den der Schriftsteller beim Schreiben einnahm, stellen und den diesem damals vorschwebenden Gedanken womöglich mit all seinen Schattierungen zu erfassen suchen, während er im anderen Falle den Gedanken klar vor sich hat und nun das Ziel ihm gesteckt ist, ihn klar auszudrücken. Warum nun in dem ersten Falle im wesentlichen der Verstand, im zweiten wesentlich das Gedächtnis geübt werden soll, ist wirklich nicht einzusehen. Man könnte etwa sagen, daß das Herübersetzen unterstützt werde vor allem durch eine geistige Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit wie auch durch Ausdrucksfähigkeit in der Muttersprache, das Hinübersetzen durch einen 'klaren Kopf'.[1] Ich sage, 'unterstützt werde'; daß bei beiden Arten Verstand und Gedächtnis gefordert und geübt werden, ist sicher. Daß die Unterscheidung der verschiedenen Satzarten der indirekten Rede, ferner die Bedingungssätze und andere schwierige Fragen in erster Linie Kenntnisse erfordern, im wesentlichen Gedächtnissache seien (Pr. Jahrb. 418, Säem. 352), stimmt sicher nicht. Hierfür beweist nichts der Um-

[1]) Raoul Heinrich Francé (Direktor des biolog. Instituts in München) urteilt über die humanistische Bildung, insbesondere über die Bedeutung des Latein in beherzigenswerten Worten: 'Nicht das Wissen, nicht Verstand und Charakter verdanken wir der Schule, sondern Handhabung des Wissens . . . «Der klare Kopf», der aus den Dingen Haupt- und Nebensache wohl zu scheiden versteht, dessen Gedanken in Ordnung dahinziehen, dessen Rede und Schrift wohltuende Logik atmet — der war stets ein Lateinschüler . . . Das, was so viele am Schulunterrichte verurteilen, der nachlebende systematische, scholastische Geist, er hat das eine Gute, daß er uns dieses Wichtigste mit auf den Lebensweg geben kann: die Fähigkeit zu urteilen.' (Fr. Rommel, 'Die deutsche Schule und ihre Richter' [Das human. Gymnas. 1913 Heft III.])

stand, 'daß man diese Übersetzungskunst sehr schnell verlernt' (Säem. 352). Im Gegenteil, wäre die Behauptung Havensteins richtig, so sollte man eher annehmen, daß durch die ständige Übung die Gedächtniskraft nach und nach gesteigert und mehr Wissen haften geblieben wäre. Dann noch, welche Geistestätigkeit wird vorwiegend in Anspruch genommen von der Mathematik mit ihren Lehrsätzen und Formeln, die doch meist Jahrzehnte nach dem Verlassen der Schule auch nicht mehr gewußt werden?

Havenstein betont (Pr. Jahrb. 414 f.), daß das Kind das Denken über das Sprechen, die Grammatik, wirklich nicht begreifen könne, und gibt dies selbst, wie es scheint, in bezug auf die Muttersprache zu. Wenn er nun die Ansicht vertritt, daß das Übersetzen in die alten Sprachen keinen logischen Bildungswert habe, sondern nur das, was ihm vorausgeht: die grammatische Analyse des Satzes, diese erfolge ja in und an der Muttersprache, so steht dies im Widerspruch mit dem Vorigen. Das eine Mal streitet er dem Kinde die Fähigkeit ab, über seine Muttersprache grammatisch nachzudenken, das andere Mal ist es gerade die Muttersprache, an der ihm durch Nachdenken die Bedeutung und Beziehungen der Satzteile klar werden. Sollte das Übersetzen ins Lateinische und Griechische wegfallen, so wäre eine grammatische Zergliederung der Muttersprache unentbehrlich, und diese würde dann dem deutschen Unterrichte zufallen müssen. Da würde aber ein Element in die deutsche Unterrichtsstunde hineingetragen, wodurch die Frische und Lebendigkeit, die dieser anhaften sollen, auf die Dauer verloren gingen und die geistige Regsamkeit gelähmt würde, wenn nämlich für die Feststellung grammatischer Beziehungen und Formen nicht eine halbe Wochenstunde — das wäre beim Ausfall der lateinischen Übersetzungsübungen zu wenig —, sondern mehrere Wochenstunden verwendet würden. Das wäre eine Versündigung am deutschen Unterricht. Die Jungen haben überdies keine Freude daran, ohne einen ihnen ersichtlichen Zweck die schönsten deutschen Sätze zu zerpflücken und unter die grammatische Lupe zu nehmen. Schwebt ihnen aber als Zielleistung ein fein abgerundeter lateinischer Satz vor, auf dessen fehlerloses Gelingen sie nachher ordentlich innerlich stolz sind und stolz sein können, so haben sie, wenn ihnen auch der tiefere Zweck nicht ersichtlich ist, doch wenigstens ein Zeichen, einen äußeren Anhaltspunkt, weshalb der ganze grammatische Zwang. Der Reiz, der allem Fremden, Fremdartigen anhaftet, verfehlt auch hier in der Fremdsprache seine Wirkung auf empfängliche Schülerherzen nicht.

Der Vorschlag Havensteins, 'sofern es sich um formale Bildung handelt, das Übersetzen getrost fallen zu lassen und sich auf die grammatische Zergliederung deutscher Sätze zu beschränken' (Pr. Jahrb. 416), zwingt uns, den Prozeß des Hinübersetzens näher zu betrachten. Damit der deutsche Gedanke in einem tadellosen lateinischen Gewande vor uns trete, besteht für den Übersetzer der Zwang, das deutsche Wort, die deutsche Wendung vergleichend und unterscheidend mit der fremdsprachlichen Form zusammenzuhalten und durch Prüfen und Abwägen das an dieser Stelle Richtige zu suchen, ferner das zeitliche Verhältnis von Haupt- und Nebensatz, abweichend vom Deutschen, schärfer ins Auge zu

fassen, oder, sollte die wortgetreue Übertragung unmöglich sein, den Gedanken des ganzen Satzes zuvor umzubilden, umzudenken. Durch all diese Operationen wird die deutsche Eigenart deutlicher, die Begriffe im Deutschen wie das logische Satzverhältnis selbst uns klarer, auf dieses oder jenes Wort, auf die eine oder andere deutsche Wendung fällt überraschend neues Licht, so daß wir es von nun an mit anderen Augen wie früher ansehen. Das Deutsche ist beim Übersetzen das Bekannte, Vertraute, die Handhabe, mit der wir das Fremde bewältigen, und bei dieser Tätigkeit wird die Handhabe selber, das Deutsche, uns noch vertrauter. Das gibt unser Gegner selbst zu, wenn er sagt: 'Jede gute fremdsprachliche Grammatikstunde ist notwendigerweise zum Teil zugleich Unterricht in deutscher Grammatik' (Pr. Jahrb. 416). So gleitet der Junge im Laufe der Zeit allmählich in eine grammatische Betrachtung des Deutschen, in eine logische Zergliederung seiner Muttersprache hinein. Nehmen wir aber das Deutsche als Objekt der grammatischen Zergliederung, muß die Muttersprache den Stoff hergeben, woran wir uns grammatisches Verständnis erwerben, so stören wir das unbefangene Verhältnis des Kindes zur Muttersprache.

Weiter! Der Zwang zu grammatisch richtigem Denken besteht für den, der in die alten Sprachen übersetzt, immer und überall. Anders im Deutschen, in der Muttersprache. Mögen dem Schüler diese oder jene grammatischen Formen und Beziehungen im Satze durchaus klar im Bewußtsein haften, das hindert nicht, daß er die folgenden Sätze, die er versteht oder zu verstehen glaubt, vielleicht vom stofflichen Interesse zu sehr angezogen, überliest und sich der grammatischen Zusammenhänge durchaus nicht bewußt wird. Dies und noch mehr gibt unser Gegner zu, wenn er sagt: 'Man kann den Gedanken, den ein Satz ausdrückt, aufs schärfste erfassen, ohne den Satz grammatisch analysieren zu können' (Pr. Jahrb. 417). Sobald aber ein grammatisch fehlerloses Latein vom Schüler verlangt wird, muß er den deutschen Satz grammatisch analysieren. *Quae legentem fefellissent, transferentem fugere non possunt.* Daß das Übersetzen dazu nötigt — darin liege nämlich sein logischer Wert —, den Sinn des zu Übersetzenden mit aller Schärfe aufzufassen, betont Havenstein ausdrücklich (Säem. 352). 'Die grammatischen Beziehungen des zu Übersetzenden' wäre hier wohl richtiger. Wenn aber weiter gesagt wird, dazu könne und müsse der Schüler gebracht werden, auch wenn er nicht zu übersetzen hat, so fordert man etwas, was für ihn unerreichbar ist, der armen Muttersprache aber Gewalt antut.

Einem reformfreudigen Manne wie Havenstein sind solche Denkvorgänge 'logisch nicht sonderlich wertvoll', die stilistischen Übungen der Oberklassen des Gymnasiums sind ihm allein Gedächtnisübung, auf sprachlichem W i s s e n beruhend, ein richtiges Hinübersetzen ist nach seiner Meinung im wesentlichen durch Nachblättern im Buche des Gedächtnisses aufzufinden. Hierauf ist zu erwidern, daß bei der Aneignung stilistischer Wendungen zwar das Gedächtnis mitwirken muß, daß aber ihre Anwendung im logischen Zusammenhang des Satzes wohl Nachdenken und Überlegung erfordert. 'Wohin man greift, da 'trifft man auf Beispiele, daß durch die Bemühung um den richtigen lateinischen

'Ausdruck der Verstand genötigt wird, einen Gedanken schärfer zu erfassen, 'logische Beziehungen klarer ins Bewußtsein zu bringen, als es innerhalb des 'gewohnten Geleises der Muttersprache geschehen würde.'[1]) Die Fähigkeit der Schüler, 'sich instinktmäßig korrekt lateinisch auszudrücken' (Pr. Jahrb. 418), schlage ich nicht hoch an; wie leicht könnte dies Raten — denn mehr ist es im Grunde doch nicht — ein 'Danebenraten' werden! 'Wenn ich nicht weiß, wie man im Lateinischen im Unterschiede vom Deutschen die Wörter zu stellen, einen Satz zu bauen und dies und das auszudrücken hat, so nützt mir alles Suchen nicht das geringste' (Pr. Jahrb. 418). — Den Satz könnte man so etwa variieren, und er stimmte wohl eher: 'Wenn ich nicht nachdenke, wie ich dies und das auszudrücken, einen Satz zu bauen habe, so nützt mir das ganze Gedächtnis nicht das geringste.' Wird der altsprachliche Unterricht stellenweise so schlecht gegeben, wie Havenstein ihn voraussetzt, so daß das Hinübersetzen über eine mechanische Übung nicht hinauskommt, so liegt das nicht am Unterricht, sondern an der schlechten Art, wie er gegeben wird. Dann darf man ihm aber nicht guten deutschen Unterricht gegenüberstellen, sondern nur einen entsprechend schlechten. Ich wäre gespannt auf die lateinische Übersetzung, die ein Oberprimaner, sich stützend auf mechanische Übung, ohne Reflexion auf die sprachlichen Vorgänge, angefertigt hat. Besser könnte ich mir den Fall denken, daß Schüler einen fremdsprachlichen Text, dessen Inhalt und Sinn so ziemlich aus dem Zusammenhange sich ergäben, wenn er dazu noch von starkem stofflichen Interesse für sie wäre, sinngemäß, inhaltlich richtig, übersetzten, ohne die grammatischen Zusammenhänge und Formen klar erkannt zu haben. Ich erinnere mich hierbei gerade eines Mitschülers aus der Prima, der in diesem Punkte Erstaunliches leistete.

Sätze wie: 'Glaubt denn auch nur wirklich jemand im Ernst, er sei dadurch wahrhaft gefördert worden, daß er in Prima mit einer gewissen Gewandtheit Phrasen über die Helden des Altertums, über Cicero und die Tugenden aneinanderzureihen lernte', sind für einen objektiv urteilenden und abwägenden Menschen wenig beweiskräftig und überzeugend mit Rücksicht auf das, was Havenstein, wie er sagt, 'mit Ruhe und Besonnenheit' vorträgt und glaubhaft machen will. Der Umstand, daß einem Sextaner die Unterscheidung z. B. von dem Zeitadverbium 'da'(*tum*) und der gleichlautenden Konjunktion 'da'(*cum*), ferner des Demonstrativums und Relativums 'das' bei den ersten vorkommenden Fällen noch wenig geläufig ist, beweist meines Erachtens nichts Bestimmtes über die Begabung des Jungen, wie Havenstein meint (Säem. 351), sondern nur, daß sein deutsches Sprachgefühl noch unentwickelt ist, daß er zu einem bewußten Nachdenken über sprachliche Erscheinungen noch nicht weit vorgedrungen ist. Weil nun das Hinübersetzen jedesmal hier zur Prüfung und scharfen Unterscheidung nötigt, prägt sich auch im Deutschen der Bedeutungsunterschied besser ein.

Als Grund, weshalb der Urheber des hier besprochenen Vorschlages gram-

[1]) Cauer, Gramm. mil.³ 47.

matische Übersetzungsübungen für die geistige Erziehung eines Sextaners so gering wertet, gibt er an, der Schüler könne 'zu einem wirklichen Verständnis der grammatischen Beziehungen der Satzteile nicht gebracht werden' (Pr. Jahrb. 414). Ich meine, den grammatischen Denkprozeß, wenn auch in seiner einfachsten Form, bewußt durchzudenken, das ist immer ein bleibender, nicht zu unterschätzender geistiger Gewinn für das zum Denken noch ungeschulte Gehirn des Kindes; für seine spätere logische Schulung soll hier der Grund gelegt werden.

'Wieviel Verdruß und Unmut würde mit den bewußten Übersetzungsübungen von unseren höheren Schulen verschwinden!' meint Havenstein (Säem. 354). Das, was an das logische Denken eines Jungen hohe Anforderungen stellt und ihm viel Kopfzerbrechen macht, hat für denjenigen, dessen Geist gern abschweift und an strenge Gedankengänge schlecht gewöhnt ist, meist etwas Unbequemes, Lästiges. Der logische Gedankenweg, den er beim Hinübersetzen gehen muß, ist freilich nicht mit Rosen bestreut. 'Wir können aber nichts dafür, daß bei einer echten Bildung auch heute noch nur die Früchte süß sind, aber die Wurzeln bitter.'[1]) Daß unter diesen Umständen einem schwachbegabten Schüler vollends, zumal bei eigenem schlechten Erfolge und den besseren Fortschritten seiner Mitschüler, Verdruß und Unmut kommen, ist kaum zu verwundern. Nun erfordert das Übersetzen aus den alten Sprachen, wenn es ernstlich betrieben wird, nach den Worten Havensteins ein mindestens ebenso beharrliches Achtgeben und Sich-Konzentrieren des Schülers (Pr. Jahrb. 419). Ich bin überzeugt, ebendasselbe Gefühl des Unmutes und Verdrusses würde im Schüler aufsteigen, wenn beim Herübersetzen — vorausgesetzt, daß die Anforderungen ebensohoch gestellt sind wie beim Hinübersetzen — der Erfolg ausbliebe. Diese quälende und verdrießliche Empfindung hat also zum großen Teil ihren Grund in dem teilweisen oder völligen Mißerfolge in der Aneignung eines schwierigen, weil andauerndes Nachdenken erfordernden Stoffes. Diesen Stoff nun, seien es lateinische Übersetzungsübungen oder etwa mathematische Gedankenreihen, — auch hierauf wird ja als auf ein geistanspannendes und konzentrierte Tätigkeit erforderndes Unterrichtsfach besonders von Havenstein hingewiesen — deswegen streichen zu wollen, ist sicher kein 'Gewinn', nein, das Gegenteil.

Die Praxis der möglichst frühen Erlernung einer Fremdsprache würde dadurch nicht begründet und gerechtfertigt, heißt es an einer anderen Stelle, 'daß die Kinder dadurch ein abstraktes Verständnis erwürben, das sie an der deutschen Sprache nicht erwerben könnten. Dies ist ein sonderbarer Irrtum. In Wahrheit lernt das Kind die fremde Sprache nicht viel anders, als es die Muttersprache gelernt hat'. Die überzeugende Aufklärung über den Irrtum sowie den Beweis für den letzten Satz bleibt unser Gegner schuldig. Die Muttersprache lernt das Kind vermöge seines Nachahmungstriebes durch ständige Gewöhnung gleichsam spielend, mühelos; es eignet sich die Muttersprache an, ohne über grammatische Formen und Beziehungen sich Rechenschaft abgelegt zu haben.

[1]) O. Immisch in einem Vortrage über 'Die Bedeutung der humanistischen Bildung für die Gegenwart' (Das human. Gymnasium 1913 Heft I/II) S. 50.

Anfangs hat es nur das Lautbild von Wörtern und Sätzen im Ohr und spricht sie mechanisch nach; später, wenn es schon einige Übung in der Muttersprache hat, wird ihm erst das Schriftbild vor Augen gestellt, und es angehalten, die Sprache mit Bewußtsein zu betrachten. Anders verhält es sich dagegen mit der Erlernung einer Fremdsprache. Da wird der Schüler gezwungen, zugleich das Auge zur Erkenntnis und Einprägung des Schriftbildes wie das Ohr zur Festhaltung des Klangbildes der fremden Wörter anzustrengen; es ist für ihn von Anfang an ein mit Bewußtsein vollzogener Prozeß. Und dieser Übersetzungsprozeß ist komplizierter als es auf den ersten Blick scheinen möchte; es findet ständig eine Wechselwirkung statt. Der zugrunde liegende Gedanke, den der redende Schüler zu suchen und auszudrücken hat, ist für den hörenden Schüler zugleich gegebenes grammatisches Ausdrucksmittel, und für diesen wird nun unwillkürlich dies grammatische Ausdrucksmittel zur grammatischen Erscheinung, die vor ihm liegt in dem fremdsprachlichen Texte. Wenn die Erlernung der Mutter- und Fremdsprache im Grunde dasselbe wäre, wie erklären sich dann die großen Schwierigkeiten, die das Kind, das doch nach der Behauptung Havensteins einen ähnlichen Lernprozeß schon durchmachte, zu überwinden hat, daß es so wenig Geschicklichkeit und so viel Unbeholfenheit und Unkenntnis bei der Aneignung einer Fremdsprache vielfach an den Tag legt?

Dem Französischen ist im Sprachenbetrieb der Oberrealschule hinsichtlich der logisch-formalen Bildung dieselbe Stellung angewiesen, wie dem Lateinischen an den Gymnasien. Es ist nun nicht einzusehen, warum nicht auch auf diese Sprache die Forderung, das Hinübersetzen fallen zu lassen, ausgedehnt wird. Havenstein müßte denn annehmen, daß diesen französischen Übersetzungsübungen kein formaler Bildungswert zukomme, sondern daß sie nur um des praktischen Zweckes willen unentbehrlich seien. Da wird sich unser Gegner bei demjenigen Teil der neusprachlichen Lehrer, die diesen Unterricht mit Recht geistbildend zu gestalten wünschen, schlechten Dank verdienen.

Ferner! Der fremdsprachliche Unterricht des Lateinischen würde, wenn der Schüler nur ins Deutsche übersetzen müßte, viel Abwechselung und damit ein gut Teil Frische und Lebendigkeit verlieren. Das ewige Einerlei des Herübersetzens würde auf den Geist auch des regsamsten Jungen auf die Dauer ermüdend wirken. Abwechselung im Unterricht ist aber ein sehr gutes Mittel zur Erhaltung der Aufmerksamkeit. Man sage doch nicht allzu vertrauensselig wie Havenstein: 'Der rechte Lehrer bedarf der Übersetzungsübungen nicht, um die Schüler zu fesseln und dauernd bei dem Gegenstand zu halten. Bei ihm ist jede Stunde ganz von selbst eine Erziehung zur Aufmerksamkeit und Konzentration' (Pr. Jahrb. 420).

Die Grammatik soll nach dem Urteil erfahrener Pädagogen beim Übersetzen ins Deutsche möglichst wenig oder nur so viel, wie eben zum Verständnis des Inhaltes nötig ist, herangezogen werden. Wie würde unser Reformator diese Regel beachten können, da er ja fortwährend auf alle möglichen grammatischen Einzelheiten, die dem, der das Hinübersetzen geübt hat, etwas Geläufiges sind, eingehen muß? Besonders gilt dies für die Behandlung syntak-

tischer Fragen, wo Havenstein freilich keine besonderen Schwierigkeiten vermutet und findet. 'Vermutlich (!) würde es sich empfehlen, die syntaktischen 'Belehrungen an die Lektüre anzuschließen, aus den vorgekommenen Fällen die 'Regeln abzuleiten und die Grammatik nur zur Systematisierung der gewonnenen 'Kenntnisse zu benutzen. Wenn man dabei, um eine Konstruktion den Schülern 'bewußter zu machen, gelegentlich auch einmal ein paar Sätzchen ins Lateinische 'oder Griechische übersetzen ließe, so wäre das natürlich auch kein Schade.' (Pr. Jahrb. 431.) Man sieht, wohin man kommt, wenn man alles in der Sprache induktiv anfassen und behandeln will. Auf eine Vermengung von Lektüre- und Grammatikstunde kommt Havenstein hinaus. Hierdurch ginge aber der schönste Duft, der über einem Dichterwerke liegt, verloren, der Dichter selbst würde dem Schüler gar bald verleidet werden. Außerdem, wie soll der Lehrer es praktisch anfassen, dem Schüler Latein beizubringen, so daß dieser in den Stand gesetzt wird, ohne 'diese inhaltleeren Übersetzungsübungen' von Anfang an doch das Übersetzen aus dem Lateinischen tadellos zu bewerkstelligen? Doch darauf werde ich noch zu sprechen kommen. Wenn man auch mit Havenstein 'die Erfahrung noch nicht kennt, die hier allein völlige Sicherheit geben könnte', so kann man doch die bisherige Erfahrung heranziehen, um die Gründe für oder wider seinen Vorschlag zu prüfen. Und aus dieser ergeben sich Gründe, schwerwiegende Gründe genug, ihn abzulehnen. Freilich gilt die Erfahrung Havenstein nicht viel. 'Jedenfalls sollte man nicht glauben, mich mit dem Worte «Erfahrung» schon widerlegt zu haben'; wenn es aber ihm für seinen Beweis paßt, sollen allerlei Erfahrungen (Pr. Jahrb. 429) und auch seine eigene (ebd. 413) berücksichtigt werden.

Wie er als Ersatz für das Übersetzen ins Lateinische das Auswendiglernen aus griechischen und römischen Dichtern und Schriftstellern empfehlen und dies als einen wertvollen geistigen Besitz bezeichnen kann, das zeigt unsern Reformator des lateinischen Unterrichts noch in dem Irrtum befangen, als ob die Vermittelung eines möglichst großen Nebeneinander von Kenntnissen das Hauptziel des Unterrichts sei.[1]) 'Zunächst wird der alte pädagogische Grundsatz mehr zu Ehren kommen, daß Können und nicht Kennen der Hauptzweck des Unterrichts sein muß'; wichtig ist dieser Satz dadurch, daß ein Realschulmann es ist, der ihn vor kurzem schrieb.[2]) Man bedenke weiter dies: beide Tätigkeiten — Übersetzen aus dem Deutschen und Aneignung reichlicher Proben antiker Poesie — wenden sich an ganz verschiedene Seiten und Kräfte des Geistes, die eine kann also nicht durch die andere ersetzt werden.

Das Übersetzen aus den alten Sprachen wird ein gutes Mittel zur Prüfung und Erprobung der Intelligenz genannt (Pr. Jahrb. 424); in scharfem Gegensatze dazu wird der Gedanke entwickelt (ebd. 417): 'Wenn ein Schüler bei dieser

---

[1]) Ich verweise auf die treffenden Ausführungen, die Zeller vor fast 30 Jahren geschrieben hat ('Über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichtes für das geistige Leben'), Deutsche Revue 1884 S. 388.

[2]) Oberrealschuldirektor zu Hamm Dr. Blencke; 'Die Umschau' XVII. Jahrg. Nr. 17. Der Artikel heißt: 'Wie erziehen wir unsere Kinder für das öffentliche Leben?'

'Analyse [des Satzes] versagt, haben wir noch durchaus kein Recht, an seiner 'Denkkraft zu zweifeln und ihn dumm zu nennen. Denn es ist sehr wohl mög- 'lich, daß seine Denkkraft sich in einer dem Grammatischen abgewandten Rich- 'tung bewegt und auch beweist.' Welches von beiden ist richtig? Es werden die Assyriologen und Ägyptologen, 'die die Keil- und Bilderschrift doch gewiß enträtseln, ohne das Übersetzen ins Assyrische und Ägyptische geübt zu haben', ins Feld geführt, um den Vorschlag Havensteins beweiskräftig zu machen. Aber wie kommt es denn, daß jene Gelehrten imstande sind, die fremden Sprachdenkmäler ohne umständliches Übersetzen zu verstehen? Zum guten Teil doch daher, daß sie in ihrer Jugend das umständliche, bewußte Übersetzen am Lateinischen und Griechischen geübt haben, wovon der Habitus des Geistes, der sich in die fremde Denkart hineinversetzen kann, geblieben ist und nun unbewußt und im stillen wirkt. Auch die Gestaltung des griechischen Unterrichts von O II ab führt Havenstein an, alles zu dem Zwecke, darzutun, daß man aus einer fremden Sprache übersetzen kann, ohne in diese Sprache zu übersetzen. Ja, wer bestreitet denn die Möglichkeit? Nur das muß man entschieden bezweifeln, daß eine solch einseitige Behandlung der lateinischen Sprache ohne Nachteil für die logisch-formale Ausbildung der Schüler bleiben wird. Solange Havenstein die Beschäftigung mit dem Lateinischen, die als vornehmstes Ziel hat und haben muß, die Denk- und Urteilskraft der Schüler zu üben und auszubilden, eine unberechtigte Unterrichtspraxis[1]) nennt, ist mit ihm nicht zu rechten.

Den Übungen im Lateinschreiben und -sprechen wird der rechte Ernst abgesprochen, der über diesen Übungen in den neueren Sprachen walte. Mit anderen Worten, es fehlt den Schülern die Einsicht von der praktischen Verwendbarkeit des Lateinischen, und darum der mangelnde Eifer und Ernst. Ja, welcher Schüler wird in den ersten Jahren überhaupt den praktischen Nutzen der von ihm zu erlernenden Sprache überschauen und sich bei der Wahl der Fremdsprache von derartigen Gesichtspunkten leiten lassen? Nein, die Eltern sind es, die das Kind vielfach für den Beruf prädestinieren und es mit Rücksicht darauf diese oder jene Sprache erlernen lassen.

'Die alten Sprachen sind nun doch wirklich tot, und ich meine, man sollte sie ruhen lassen', heißt es an einer Stelle (Säem. 349); nach der Deutung und Auffassung Havensteins: 'ihr Leben ist beschlossen in Literaturen, die sie hervorgebracht haben, sie entwickeln sich nicht fort und dienen daher nicht mehr dem Ausdruck des gegenwärtigen Lebens' (Pr. Jahrb. 411). Wie man nun auf der einen Seite sprechen kann von den lebendigen Kräften der antiken Literatûr (ebenda) und von der erhöhten Bedeutung und Wirkung, welche die alten

[1]) Auf der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg 1905 sprach der Senator von Melle die anerkennenden Worte (Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1905 S. 58): 'Der warme Hauch der Begeisterung, der durch Ihre Reihen geht und den 'wir angesichts der errungenen Erfolge mit Ihnen fühlen, erfüllt uns mit dem Glauben, daß 'die Sprachen und die Kultur des Altertums nach wie vor ein hochgeschätztes Bildungs- 'mittel des höheren Unterrichts bleiben werden.'

Schriftsteller (nach dem Vorschlage Havensteins) im Unterricht doch haben sollen, auf der anderen Seite aber fordert, die in der Entwickelung abgeschlossene Sprache ruhen zu lassen, ist mir unklar. Auf welche Weise denn sollte der Schüler ohne umfassendes Grammatikstudium, ohne liebevolle Vertiefung in all die sprachlichen Einzelheiten und Eigenheiten die in den Literaturen niedergelegten Geistesschätze heben können? Die Übersetzungsübungen bilden eine kräftige und oft willkommene Stütze für das Herübersetzen. Welcher Lehrer hat nicht in der Lektürestunde bei dem gemeinsamen Ringen um das Verständnis und die Übersetzung einer dunklen, schwierigen Stelle auf einen in der Grammatikstunde erarbeiteten lateinischen oder griechischen Ausdruck zurückgreifen müssen?

Wo vom Gegner die ganz speziellen technischen Fragen, wie er sich den lateinischen Unterricht vorstellt, so eben nur angeschnitten werden, da erkennt man die erheblichen Schwierigkeiten, die sich bei der Ausführung des Vorschlages ergeben würden. Wenn ich ihn recht verstehe, soll bis Tertia ein Übungsbuch mit nur lateinischen Übungstücken gebraucht werden, von da an überhaupt nicht mehr; mit der Einprägung unflektierter Wörter hätte der Schüler in Zukunft viel weniger Mühe; bei Präpositionen wie z. B. *propter* soll nur die Bedeutung gelernt werden, nicht der Kasus, den sie regieren. 'Die Genusregeln müssen doch auch nur deshalb heute so fest eingeprägt werden, damit beim Übersetzen ins Lateinische nicht allzuviele Fehler gemacht werden' (Pr. Jahrb. 433). Wie aber, wenn nun *propter* im lateinischen Texte nicht bei dem zugehörigen Substantiv steht, ferner wenn das Adjektiv von der Seite seines Substantivs losgerissen ist und zwei oder mehr verschiedengeschlechtliche Substantive mit Adjektiven im Satze sich finden, wie das bei der Dichterlektüre etwas ganz Geläufiges ist? Ohne Kenntnis des Genus der Wörter wäre auch hier die Lösung der Frage, welche Adjektive und Substantive zu verbinden seien, undenkbar, auch das Herübersetzen würde ein Herumtappen im Ungewissen sein. Es bleibt bestehen: wer eine Fremdsprache nur von einer Seite her anfaßt und betrachtet, wird nie zu einem vollen, allseitigen Verständnis ihrer selbst gelangen. Man bedauert, keine ausführlicheren Vorschläge über die Gestaltung des Unterrichts zu hören.

'Ein zwingender Beweis ist freilich mit alledem nicht gegeben' (Pr. Jahrb. 430); und doch hat Havenstein ihn uns ausdrücklich mehrmals versprochen. Trotz dieses Eingeständnisses dennoch alles auf ein Experiment, dessen 'glänzendes Gelingen' zwar prophezeit wird, ankommen zu lassen, wäre zu viel verangt. Man erlasse uns diesen aussichtslosen Versuch. Möge seine offizielle, auch probeweise Ausführung immer ein frommer Wunsch seines Urhebers bleiben. Eine 'Vereinfachung' des altsprachlichen Unterrichts, wie Havenstein sie vorschlägt, wäre in der Tat eine Verschlechterung.

SCHÜLERHERBERGEN UND FERIENWANDERUNGEN

Von Franz Cramer

Nun reicht mir Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren,
Ich will zur guten Sommerszeit
Ins Land der Franken fahren.

Weder 'Pfadfinder' noch 'Wandervogel' sind es, die ich diesmal dem Leser näher bringen will, vielmehr ein anderes Förderungsmittel gesunden Jugendwanderns, das in den letzten Jahren weniger im Vordergrunde der lauten Erörterung gestanden hat, das aber unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdient, als es seinem Zwecke sehr wohl entspricht und in der Stille immer weitere Verbreitung und Ausgestaltung gewinnt: ich meine die freien Ferienwanderungen auf Grund von Schülerherbergskarten. Zu dieser Art des Schülerwanderns ist weder Kochtopf und Lagerzelt unbedingt erforderlich, noch auch Uniform und sonstige Rüstung. Dies Wandern kann sich freilich nur in den Ferien abspielen, aber es stört infolgedessen auch in keinem Falle die Aufgaben des Unterrichts. Wenn ich diesen Zweig der mannigfachen Veranstaltungen, die unsere Jugend mehr denn früher zur freien Gottesnatur, der unerschöpflichen Quelle wahren Frohsinns, echter Lebensfreude und körperlichen Wohlbehagens hinführen sollen, besonders hervorzuheben gedenke, so geschieht es nicht zuletzt, weil ich eine lange Zeit als Direktor wie auch nacheinander als Vorsitzender zweier großen Ortsgruppen des Eifelvereins in das Wesen und den Betrieb der Schülerherbergen und der darauf gegründeten Schülerwanderungen näheren Einblick gewonnen habe.

Vor annähernd dreißig Jahren (1884) gründete der Fabrikbesitzer Guido Rotter in Hohenelbe (Deutsch-Böhmen) einen Verein für deutsche Schülerherbergen, in denen wandernde Schüler freie Unterkunft finden sollten. Nicht als eine Unterstützung nur für Unbemittelte ist solche Unterkunft gedacht, sondern die Gleichheit des Wanderns und des Quartiers soll gerade sozial ausgleichend wirken: ein Unterschied zwischen arm und reich wird nicht gemacht. Dieselbe Gleichheit in der Behandlung, die die Schule kennt, soll auch in der fröhlichen Ferienzeit gelten; so wird von dem armen Schüler der Gedanke ferngehalten, daß er mit anderem Maß gemessen werde, als der Sohn wohlhabender Eltern. Und wie die Erfahrung beweist, ist die Nachfrage nach Schülerherbergskarten aus allen Kreisen unserer Schülerschaft gleich stark. Da es sich um selbständiges Wandern, ohne Aufsicht und Bevormundung irgendwelcher Führer, handelt, so werden Ausweiskarten nur an Bewerber ausgeteilt,

die den Oberklassen höherer Lehranstalten (oder auch bereits der Hochschule) angehören; auch müssen sie deutschen Stammes — Reichsdeutsche oder Österreicher — sein und mindestens 16 Jahre zählen. Die Karten, anfangs für 30 Pf. erhältlich, werden jetzt um 2 Mk. verabfolgt; diese Erhöhung erklärt sich daraus, daß die allzu geringe Vergütung manche Schüler veranlaßte, sich eine Karte geben zu lassen, um 'für alle Fälle' gerüstet zu sein, also auch ohne die feste Absicht der Benutzung zu haben.

Die Hauptleitung in Hohenelbe versendet alljährlich im April das Verzeichnis der Herbergen nebst den Anmeldevordrucken an zahlreiche höhere Lehranstalten. Auf die Anmeldungen hin erhalten dann die Direktoren der Anstalten die entsprechende Zahl von Karten, die von den bestellenden Schülern eigenhändig unterzeichnet und danach vom Direktor mit dem Anstaltssiegel versehen werden. So ist etwaigem Mißbrauch möglichst vorgebeugt. Da bisher alle anfänglichen Besorgnisse, die wandernden Jünglinge möchten, sich selber überlassen, über die Stränge schlagen, der Schule Unehre machen und der Öffentlichkeit Ärgernis geben, sich als grundlos erwiesen haben, insofern nur ganz vereinzelt sich unerhebliche Unzuträglichkeiten zeigten, die zudem mehr auf Rechnung noch unvollkommener Herbergseinrichtungen als der jugendlichen Wanderer zu setzen waren — so sind die allermeisten Anstaltsleiter (namentlich, wie ich aus genauer eigener Erfahrung weiß, im Rheinlande wie auch in Westfalen) der ganzen Einrichtung wohlgeneigt, wofern sie überhaupt frischfröhlichem Wandern die rechte Bedeutung für unsere Jugenderziehung beimessen.

Während der Verein in den ersten Jahren seines Bestehens sich fast ausschließlich auf das österreichische Gebiet des Riesen- und Erzgebirges beschränkte, dehnte er seine Tätigkeit doch bald über die näherliegenden Teile Sachsens und Preußens aus, blieb aber doch lange dem Westen Deutschlands fremd. Dann aber, als endlich das Eis gebrochen war, im ersten Lustrum des neuen Jahrhunderts, blühte gerade in den westlichen Landesteilen, so im Sauerlande und in der Eifel, die Saat der Vereinstätigkeit mächtig auf. Waren im Jahre 1886 zusammen nur 300 Besuche von Herbergen (deren es damals nur 6 mit 24 Betten gab) zu verzeichnen, so war 1908 die Zahl der Besuche auf 25000 gestiegen, die der Herbergen auf 300 mit 1100 Betten. Jetzt gibt es schon annähernd 400 Herbergen.

Besonders stark entwickelt ist die segenspendende Tätigkeit des Herbergswesens u. a. in der Eifel, sowie längs der Rheinhöhenwege von Godesberg und Honnef nach Bingen und Rüdesheim. Verwalter dieses Gebietes ist Hans Hoitz, selbst bis vor kurzem an einem Gymnasium (zu Köln) als Lehrer tätig und nun ganz den Zielen und Bestrebungen des Eifelvereins (dessen Mitgliederzahl jetzt die 20000 überschritten hat) dienend, ein Wanderfreund, der mit unermüdlicher Hingebung das Schülerherbergswesen im Ufergebiet des Rheines und namentlich in der Eifel ins Leben gerufen und zur Entfaltung gebracht hat. Mehr als 60 Herbergen sind jetzt über das ganze Eifelgebiet zerstreut, aber so angeordnet, daß die Wanderer stets nach angemessenem Tagesmarsch

zum Abend in den nächsten Herbergsort gelangen können. Dabei sind jetzt die Unterkünfte, dank der Förderung aller beteiligten Kreise, so gut eingerichtet, daß sie allen billigen Anforderungen in gesundheitlicher Rücksicht und an Bequemlichkeit entsprechen. Massenquartiere in Dielen oder auf Heuboden und dergl. werden nach Möglichkeit vermieden; solche Art mag den Schimmer einer vermeintlichen Romantik an sich tragen, führt aber erfahrungsmäßig bisweilen zu Unzuträglichkeiten. Einen Vorteil des Ferienwanderns mit Ausweiskarten erblicke ich gerade darin, daß Ansammlungen größerer Gruppen, die an und für sich schon verschieden geartete Naturen zusammenbringen und oft selbst bei guter Aufsicht nicht ganz leicht regiert werden können, von selbst vermieden werden, und daß der völlig selbständige, freie, von keiner Seite beeinflußte Entschluß, sich der Ordnung der Ausweiskarten und der Herbergsleitung zu unterwerfen, eine gewisse Gewähr gesitteten und wohlanständigen Benehmens in sich birgt. Der Jüngling, der aus freier Lust und Liebe heraus sich mit ein paar Freunden zum rüstigen Wandern zusammentut, wird von vornherein nicht zu jenen gehören, die die Fremde aufsuchen, um dort noch ungestörter als sonst die Pfade ungezügelter Willkür zu beschreiten und den Genüssen bequemen, erschlaffenden Wohllebens zu huldigen.

Eine Unvollkommenheit des hier beschriebenen Schülerwanderns ist eine Folge seines Vorzuges: da nur reifere Schüler naturgemäß Ausweiskarten erhalten können, bleibt die Wohltat dieses Wanderns den kleineren Schülern vorenthalten. Und doch ist es wünschenswert, daß die gleiche Lust schon im Knaben geweckt werde, damit glückliche Keime nicht etwa durch mangelnde Pflege verkümmern und verdorren. Hier kann nun segensreich, wenn im richtigen Sinne aufgefaßt und geleitet, jene große Bewegung der Jugendpflege zu wirken vermögen, die man unter dem Namen 'Wandervogel' zusammenfaßt; aus gleichen Gesichtspunkten sind unsere jungen 'Pfadfinder' freudig zu begrüßen. Nur muß das eine oberster Grundsatz sein, daß, soweit unsere Schuljugend und ihre Erziehung in Betracht kommt, die Schule und ihre Organe die Fäden der Bewegung in der Hand halten, damit die Gewähr einer gesunden Entwicklung gegeben sei und Ziel und Maß im ganzen wie im einzelnen sich bestimmen lasse. —

In wie starkem Maße gerade auch die Großstädte mit ihrer Jugend an unseren Schülerwanderungen beteiligt sind, dafür einige Zahlen, die der Vorstand des Haupteifelvereins bekannt gegeben hat: Im Jahre 1910 gewährten allein die Eifelherbergen 1762 Freiquartiere an Schüler aus Köln, 1585 an solche aus Aachen; es folgen Düsseldorf mit 931, Bonn 705, Elberfeld 569, München-Gladbach 374 usw. Inzwischen sind die Ziffern noch erheblich gestiegen, besonders seitdem in den letzten Jahren Behörden und Stadtverwaltungen dem Werke in steigendem Maße ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung geliehen haben; auch das Unterrichtsministerium und die Provinzialbehörden haben die Sache der Schülerwanderungen gefördert, ja unser Kaiser selbst hat dem Eifelverein 2000 Mk. zu gleichem Zwecke gespendet.

Eine Vertrauensstellung innerhalb der ganzen Einrichtung kommt jedem einzelnen 'Herbergsleiter' zu: er sorgt nicht bloß für Unterbringung der jugend-

lichen Gäste, sondern steht ihnen auch mit seinem Rate und seiner Fürsorge zur Seite; an vielen Stellen ist auch eine kleine Bücherei (meist Reisehandbücher) eingerichtet, so daß bei Eintritt ungünstiger Witterung für Unterhaltung gesorgt ist. Erstaunlich ist es, das die Berichte dieser Herbergsleiter fast durchweg über das Benehmen der Wanderer sich günstig ausdrücken. Wenn wir von 'Herbergen' sprechen, so sei doch ausdrücklich hervorgehoben, daß nach Möglichkeit Wirtshäuser bei dieser Einrichtung vermieden werden, so daß die Schüler dem Gasthausleben mehr oder weniger entrückt sind. Was ich selbst auf meinen Wanderfahrten an Rhein und Mosel, in der Eifel und im Taunus und Westerwald, im Sauerland und Harz wahrgenommen habe, stimmt damit überein und hilft die Anschauung stützen, daß auch bei diesen selbständigen Ferienwanderungen unserer reiferen Schüler der Mensch mit seinen größeren Zwecken wächst. In der ganzen Art der Einrichtung liegt ein Zug aufs Ideale: nicht nur, daß neuerdings Preise für gute Schilderungen des Gesehenen und Erlebten ausgesetzt werden, um zum rechten Beobachten anzuregen, sondern immer mehr öffnen sich den Inhabern von Ausweiskarten die Pforten der Museen und sehenswerten Innenbauten: Städte wie Köln, Trier, Mainz usw. haben bereits ihre kostbarsten Sammlungen und wertvollsten Sehenswürdigkeiten den Karteninhabern geöffnet, und mehr als einmal konnte ich wahrnehmen, wie ein Herbergsleiter — zu diesen gehören vielfach Pfarrer, Bürgermeister, Lehrer, Professoren und andere gebildete Männer — die Denkmäler des Ortes in Kunst und Natur den schau- und wißbegierigen Jünglingen in gemeinsamem Betrachten und Besprechen näher brachte. Und welch stimmungsvoller Empfang, wenn, wie ich es in einem schönen Rheinstädtchen sah, die wanderfrohen Gäste in eine stattliche, aus den Tagen mittelalterlichen Glanzes stammende Torburg geleitet werden, allwo eine lange Reihe einladender Betten den Söhnen des XX. Jahrh. zu erquickendem Schlummer bereitet war! Und wenn sie aufwachten, fiel der Blick auf den belebten Strom, die Rebenhügel am Ufer, und in den Wellen spiegelten sich die Türme der alten, trutzigen Wehrbauten ebenso wie der ehrwürdigen Stadtkirche und des hochgiebeligen Rathauses.

Wie sollte da das empfängliche Herz der Jugend nicht in reiner frischer Lust aufjauchzen und sich willig öffnen all den erhebenden und veredelnden Eindrücken, die aus dem ungezwungenen Zusammenklang von Freiheit und Natur, Kunst und Leben, Vergangenheit und Gegenwart sich ergeben! Die Poesie des Jugendwanderns im Verein mit geistigen Bildungswerten ist mir einmal besonders sinnfällig geworden, als ich auf der Saalburg, in der alten Römerfeste und inmitten der sonnenglänzenden Baumwipfel der Taunuswälder, eine kleine Wandergesellschaft meiner (Düsseldorfer) Primaner traf. Sie bemerkten mich nicht, weil sie vor dem Antoninus-Standbild in eifrigem Meinungsaustausch standen; einer hatte gerade aus einem 'Saalburgführer', den sie sich erstanden hatten, eine Erläuterung vorgelesen, die nun näher erörtert wurde. Sie hatten offenbar schon eine ziemliche Morgenwanderung hinter sich; das zeigten die bestaubten Gamaschen und die geröteten Wangen; einer hatte

dabei die 'Zupfgeige' auf der Schulter, ein anderer sonstiges Wanderzeug, und alle trugen den Rucksack. Als ich sie begrüßte, knüpften sie gleich an einen Vortrag an, den ich vor kurzem in der Schule über Limesanlagen usw. gehalten, und zeigten dabei, daß sie bei ihrer bisherigen Wanderung durch Westerwald und Taunus keineswegs bloß öde 'Kilometerfresser' gewesen waren, sondern auch für die Spuren der Vorzeit ein offenes Auge gehabt hatten. Nach Heidelberg und zu den 'sonndurchglänzten Au'n', die der Scheffelschen Muse gefielen, wollten sie noch weiter ziehen und dann auf der anderen Rheinseite über Worms, Mainz, Trier die Heimat wieder aufsuchen. Als ich dann meines Weges fürbaß ging, hörte ich sie im Schatten des Mithras-Heiligtums ein frischfröhliches deutsches Lied singen, und beim hellen Klang des Saitenspiels trug linde Sommerluft mir den Sang fahrender Scholaren zum Ohr:

Wohlauf die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten.
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DER VEREIN SCHWEIZERISCHER GYMNASIALLEHRER UND DER ANGEGLIEDERTEN FACHVEREINE

hielt am 5. und 6. Oktober 1913 in Baden die 52. Jahresversammlung ab. Der Verein hat von früher her den Namen 'Gymnasiallehrerverein' beibehalten, aber seit der Erweiterung im Jahre 1908 ist er vielmehr die offizielle Vertretung des gesamten Lehrerstandes der höhern schweizerischen Mittelschulen, indem nun neben den Lehrern an Gymnasien auch solche der Oberrealschulen, Lehrerseminarien und Handelsschulen seine Mitglieder sind. Dem Gesamtverein haben sich bis jetzt fünf Fachorganisationen angeschlossen: Der Verein schweizerischer Mathematiklehrer, der schweizerische Neuphilologenverband, der Verein schweizerischer Geschichtslehrer, der Verein der Deutschlehrer und der Verein der Geographielehrer. Wir befinden uns gegenwärtig in einem Stadium der Entwicklung. Die Altphilologen, die früher die Kerntruppe des Gymnasiallehrervereins bildeten, können unmöglich auf die Dauer neben den Fachverbänden den Gesamtverein repräsentieren. Es ist ein Mißverhältnis, wenn in den Sitzungen des Gesamtvereins ein speziell klassisch philologisches Thema behandelt wird. Die nächste Stufe der Entwicklung wird daher notgedrungen sein, daß sich auch die Altphilologen zu einem Fachverband zusammenschließen. Dann werden in den Gesamtsitzungen nur noch Fragen zur Sprache kommen, die den ganzen Lehrerstand der höhern schweizerischen Mittelschulen angehen.

An der diesjährigen Tagung war das Haupttraktandum die pädagogische Vorbildung der Mittelschullehrer. Der erste Referent, Rektor Dr. W. v. Wyß in Zürich, beginnt mit einer Darstellung dessen, was in Deutschland und Österreich in dieser Beziehung geschieht. Er bemerkt, daß die Urteile über den Wert der ein- bis zweijährigen Vorbereitung zurückhaltender werden. Die Gefahr der Unterdrückung der Individualität sei vorhanden. Und diese sei unter allen Umständen zu vermeiden. Es war bezeichnend, daß an dieser Tagung von vier Referenten bei ganz verschiedenen Gegenständen die Forderung der Freiheit mit allem Nachdruck gestellt wurde. Dr. v. Wyß fährt fort, daß es sich für uns in der Schweiz darum handle, einen Mittelweg zu finden zwischen dem Zuviel in Deutschland und dem Zuwenig bei uns. Es folgt nun die Darstellung der vielgestaltigen gegenwärtigen Zustände. Auch da, wo von einem Universitätsprofessor pädagogische Übungen abgehalten werden, sind sie nicht ausreichend. An den meisten Universitäten fehlt es aber fast ganz an einer Vorbereitung für die im Examen geforderten Probelektionen. Man beruhigt sich mit der Möglichkeit, daß der Kandidat vor dem Examen Gelegenheit bekomme, als Vikar tätig zu sein. Zu dem Übelstand, daß hier alles dem Zufall überlassen ist, kommt aber noch der, daß es einem Vikar ganz an richtiger Einführung und Kritik fehlt. Um der Lehrer zweiten Ranges willen, die bei dem großen Bedarf stets die Mehrheit bilden, muß in pädagogischer Hinsicht unbedingt mehr geschehen als bisher. Darin sind alle einig. Aber auch darin, daß die pädagogische Vorbildung entsprechend dem andern Stoff verschieden sein müsse von der der Volksschullehrer. Ferner darin, daß die wissenschaftliche Fachausbildung und die allgemeine Bildung in keiner Weise deswegen verkürzt werden dürfen.

Auf Antrag des Referenten werden durch einstimmigen Beschluß von den Erziehungsdirektionen der Universitätskan-

tone gefordert: Obligatorische, nach Fächern getrennte zweistündige zweisemestrige Einführungskurse in die Lehrpraxis, verbunden mit Lehrstunden. Die Mehrheit der Versammlung ist dafür, daß Mittelschullehrer, nicht Universitätslehrer diese Kurse leiten sollen. Als Vorteile werden hervorgehoben: die größere Zahl der Mittelschullehrer eines Faches ermöglicht es eher, einen geeigneten Mann zu finden, denn von der richtigen Persönlichkeit hängt der ganze Erfolg ab. Der Mittelschullehrer, der seine Klassen zur Abhaltung der Demonstrations- und Lehrstunden benützt, kennt die Schüler und den Stand der Klassen ganz genau, und das ist ebenfalls von besonderer Wichtigkeit. Für Fälle, in denen kein geeigneter Mittelschullehrer, wohl aber ein passender Universitätslehrer zur Verfügung steht, wird immerhin eine Abweichung von der Regel vorgesehen.

Im weitern fordert der Referent Psychologie als Examenfach. In der Diskussion werden aber gegen das Obligatorium Bedenken erhoben. Es könnte gehen wie bei der Philosophie als Nebenfach; bei den meisten Kandidaten würde es bei einem rein äußerlichen Einpauken bleiben. Ferner: mit der Psychologie, die an den Universitäten gelesen werde, könne man im Unterricht nichts anfangen. Uns tue eine Psychologie not, die sich unmittelbar mit der Praxis des einzelnen Faches befasse. Und diese könne nur in den Einführungskursen im Zusammenhang mit den Lehrstunden geboten werden. Es wird demnach beschlossen, den Besuch von psychologischen und pädagogischen Vorlesungen bloß für wünschenswert zu erklären. — Ferner soll noch daraufhin gewirkt werden, daß die Leiter der Anstalten die jungen Lehrer nach Kräften zu fördern suchen. Es geschieht nämlich in dieser Beziehung in der Schweiz viel zu wenig.

Der zweite Referent, Dr. C. Brandenberger, Mathematiklehrer an der kantonalen Oberrealschule in Zürich, berichtet über den ersten zweistündigen Einführungskurs, den er versuchsweise im Schuljahr 1912/3 für die Studierenden der VIII. Abteilung der eidgenössischen technischen Hochschule abgehalten hat. Die Resultate waren so günstig, daß trotz der anfänglich stark vorhandenen Abneigung die Einrichtung definitiv gemacht wurde. Der Einführungskurs enthielt erstens Vorlesungen über Psychologie, Logik und Didaktik in Anlehnung an die Mathematik, und zweitens einerseits Hospitier- oder Demonstrationsstunden und andererseits Probestunden. Eine ganz genaue Orientierung des Praktikanten über den Stand der Klasse vor den Probestunden hält der Referent für überaus wichtig. Die Kritik der Probestunden war jeweilen sehr eingehend: Selbstkritik des Praktikanten, Kritik durch einen dazu bestimmten Referenten, durch die andern Kursteilnehmer und durch den Kursleiter.

Der 6. Oktober brachte ein Referat von Dr. G. Bohnenblust in Winterthur über die philosophische Lektüre am Gymnasium. Nach einem historischen Überblick über die frühere Bedeutung der Philosophie als Gymnasialfach spricht sich der Referent dahin aus, daß man auf die Wiedereinführung der Philosophie als besonderen Faches nicht warten dürfe, denn das könnte zu lange dauern, sondern er fordert immanente philosophische Propädeutik; alle Fächer sollten da mithelfen. In der nähern Ausführung seiner Forderung beschränkt sich der Referent auf seine eigenen Fächer: Griechisch, Latein und Deutsch.

Griechisch. Die Vorsokratiker sind nach dem Lesebuch von Wilamowitz und Nestles 'Vorsokratikern' (in Auswahl übersetzt, Jena 1908) nicht dogmatisch, sondern rein prinzipiengeschichtlich zu behandeln. Bei Platon ist durch die Lektüre der ganzen Apologie zuerst die Gestalt des Sokrates in ihrer ideengeschichtlichen Bedeutung zu beleuchten. Zur Darstellung von Platons Persönlichkeit soll ein Werk aus der Reifezeit ganz gelesen werden, am besten der Gorgias. Daneben anderes in Auswahl. Von Aristoteles, Epiktet und Mark Aurel sind Proben nach dem Wilamowitzschen Lesebuch zu geben.

Latein. Lukrez nach der geschickten Auswahl in Brandts Eclogae. Bei Cicero ist im Gegensatz zu Platon nur eine Auswahl inhaltlich bedeutender Partieen zu empfehlen, am besten nach Weißenfels. Horaz kann nicht die Rolle eines eigentlichen Erziehers zu philosophischem Denken spielen, da er nur ein anmutiger Plauderer über wichtige

Lebensfragen ist. Eine gute Auswahl aus den Oden, Satiren und Episteln ist hier am Platz. Bei Seneka ist die Kunst der Darstellung die Hauptsache; es genügt daher die Darbietung eines Werkes. *De vita beata*, hier und da etwas gekürzt, eignet sich am besten. Von Augustins *Confessiones* kann eventuell noch eine Auswahl geboten werden.

Deutsch. Der Referent empfiehlt für die Zeit vor Lessing möglichste Beschränkung. Der Laokoon hat noch immer im Mittelpunkt der deutschen Lektüre zu stehen; da aber nachgerade so vieles darin als unrichtig erkannt ist, sollen nur die ersten Kapitel gründlich behandelt werden, die übrigen in Auswahl. Die Hamburgische Dramaturgie ist dagegen für die Schule ganz ungeeignet, schon deshalb, weil der Schüler kein einziges der darin besprochenen Stücke kennt. Von Herders 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' sind der Gedankengang an Hand des Registers und dann gute Einzelheiten zu bieten. Bei Goethe neben den Dichtungen, in denen sich das Beste findet, eine Auswahl der Sprüche. Bei Schiller nicht alle Dramen, dafür aber die reife Gedankenlyrik eingehend. Bei den Prosaschriften ist es besser, eine Abhandlung gründlich zu besprechen, statt über viele ein Diktat zu geben. Da Schiller durch Kant das geworden ist, was er war, soll wenigstens eine Einführung in Kant, namentlich seinen Phänomenalismus, geboten werden. Schillers Weltbild muß von den Schülern verstanden werden, da Schiller derjenige war, welcher Goethe und Kant zugleich verstand.

Für die späteren Philosophen gibt der Referent noch allerlei Anregungen, mit denen er zeigt, was für Schätze da noch zu heben sind. Um das zu ermöglichen, fordert er, daß die Behandlung von Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch früher gelegt werde und daß dem Deutschen auf der Oberstufe vier wöchentliche Stunden einzuräumen seien. Gegenüber der heutigen völligen Zersplitterung des geistigen Bewußtseins muß sich wieder das entgegengesetzte Streben geltend machen: *omnia ad harmoniam.*

Dem mit reichem Beifall aufgenommenen, überaus anregenden Vortrag folgte keine Diskussion.[1])

Ein weiteres Traktandum war eine Diskussion über: Gedruckte Schülerpräparationen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern. Der erste Votant, Dr. P. Usteri in Zürich, stellt als leitenden Gedanken auf: Was kann getan werden, damit möglichst viele Schüler ihre häusliche Präparation ehrlich besorgen? Die Darstellung des massenhaften Betruges, der namentlich durch den Gebrauch von gedruckten Übersetzungen getrieben wird, führt ihn zu folgender Forderung: Die Präparation soll den Schülern in dem Maße erleichtert werden, daß alle diejenigen Schüler, welche ehrliche Arbeit leisten wollen, nicht durch die zu große Schwierigkeit der Aufgabe sich genötigt sehen, zu unredlichen Mitteln zu greifen. Als Erleichterungsmittel empfiehlt der Referent kommentierte Ausgaben und gedruckte Präparationen. Die letzteren will er jedoch nur da angewendet wissen, wo die unbekannten Vokabeln sich häufen und ein Haupthindernis des Verständnisses bilden, also in der Hauptsache bei den Dichtern. Der Referent stellt dann noch eine Anzahl von Grundsätzen auf, nach denen die Präparationen bearbeitet sein sollen. Diese sind aber nur zum Teil befolgt in den beiden bis jetzt bestehenden Sammlungen, in Krafft und Rankes Präparationen der Norddeutschen Verlagsanstalt in Hannover und in den Teubnerschen Schülerpräparationen.

In der Diskussion wird die geforderte Erleichterung als etwas Unmoralisches bezeichnet. Man dürfe nicht um der Unehrlichen willen die Schwierigkeiten verringern, da allein in deren Überwindung der Wert der Arbeit liege. Auch müsse der Lehrer den Schülern unbedingt das Vertrauen entgegenbringen, daß sie ehrlich arbeiten. Ein Verlassen dieses Vertrauensstandpunktes sei unmoralisch. Der Vorwurf des Unmoralischen blieb allerdings nicht unwidersprochen, indem von anderer Seite betont wurde, der Referent wolle mit seiner Forderung

[1]) [Wir freuen uns, den Lesern mitteilen zu können, daß dieser Vortrag in einem der folgenden Hefte vollständig erscheinen wird. P. C.]

der Erleichterung ja gerade der Unmoral steuern. Gegen die gedruckten Präparationen wird ferner eingewendet, daß sie der Aufmerksamkeit des Schülers auf die Ausführungen des Lehrers schaden, daß sie sich in störender Weise zwischen den Lehrer und Schriftsteller schieben.

Trotzdem theoretisch eine vorwiegend ablehnende Haltung eingenommen wurde, ergab sich doch, daß praktisch an verschiedenen Orten gedruckte Präparationen, namentlich für Homer, zur Anwendung kommen. Wie aber auf eine andere als die vom Referenten vorgeschlagene Art dem Unwesen des Präparationsbetruges gesteuert werden könne, dafür wurde nur ein Mittel genannt: Schriftliche Übersetzungen in der Stunde aus dem Lateinischen oder Griechischen ins Deutsche. Weil dabei die Folgen ständigen Betruges sich zeigen, erziehen sie, freilich nur indirekt, zur Ehrlichkeit.

Der letzte Vortrag der Tagung, 'Glazialrelikte' von P. Dr. Damian Buck in Einsiedeln, bot rein wissenschaftliches Interesse.

Paul Usteri.

Wie benutzt man die Universitätsbibliothek? Ein Wegweiser für Studierende von Dr. phil. Hans Füchsel, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Göttingen. Leipzig, Wiegandt 1913. 46 S. 8°. 0,50 Mk.

Das Schriftchen bringt in sorgsamer Darstellung Belehrungen über Geschäftsgang und Einrichtungen der Universitätsbibliotheken und sucht den Leser über die wichtigsten bibliographischen Hilfsmittel zu unterrichten. Da es für alle Universitätsbibliotheken brauchbar sein will, so kann nur mitgeteilt werden, was allen gemeinsam ist; und darin liegt eine Gefahr, der der Verf. nicht immer entgangen ist, insofern er gelegentlich als Norm hinstellt, was nur für die ihm bekannten Anstalten zutrifft. In der durch das Thema gebotenen Beschränkung liegt überhaupt die Schwäche der Arbeit begründet, denn derartige hodegetische Darlegungen gewinnen erst Leben, wenn sie an spezielle Verhältnisse anknüpfen und sich auf Einzelheiten einlassen, für die weder in der vornehmen amtlichen Benutzungsordnung noch in einer allgemeinen Betrachtung über Bibliotheksbenutzung Raum ist. Nicht 'wie benutzt man die Universitätsbibliothek?' sollte die Frage lauten, sondern 'wie benutzt man die Kieler, Greifswalder usw. Universitätsbibliothek?' Theoretische Erörterungen über alphabetische und systematische Kataloge, über den inneren Geschäftsgang der Bibliotheken, über Besonderheiten des Dissertationendruckes u. a. dürften bei dem Durchschnittsstudenten ebensowenig Anklang finden wie Mahnungen zur Sorgsamkeit bei Bücherbestellungen. Oder darf man sich im Ernst Erfolg davon versprechen, wenn (S. 35) der Leser darauf aufmerksam gemacht wird, daß manche Dissertationen nicht am Sitz der Universität gedruckt werden, bei der sie eingereicht sind, und daß daraus sich leicht Verwechslungen ergeben? Auch von dem sorgfältigsten Benutzer, der einen Titel mit dem Zusatz 'Dissertation, Halle 1892' zitiert findet, kann man nicht erwarten, daß er vor der Bestellung im Universitätschriftenverzeichnis der Berliner Königlichen Bibliothek sich vergewissert, ob hier wirklich eine Hallenser und nicht eine Dissertation einer anderen Universität vorliegt, die nur zufällig in Halle gedruckt ist. Derartige Belehrungen sind an die Adresse des angehenden Bibliothekars, nicht an die des Benutzers zu richten. Dasselbe möchte ich in einigem Maße von den bibliographischen Belehrungen des Schriftchens glauben. Da es sich nicht an Fachleute wendet, so beschränkt es sich auf die allgemeinen bibliographischen Hilfsmittel: Hinrichs, Kayser, Focks Monatsbericht u. a. Nun wäre gewiß erwünscht, daß der Studierende diese Hilfsmittel kennte, aber wichtiger scheint mir doch, daß er als Altphilologe seinen Bursian und Engelmann, als Historiker den Jahresbericht der Geschichtswissenschaft, als Neuphilologe seinen Gröber, als Naturwissenschaftler den Internationalen Katalog usw. kennt, von denen nicht die Rede ist. 'Wer mehr wünscht', wird S. 28 f. auf Graesels Handbuch der Bibliothekslehre, auf Foncks Schrift: 'Wissenschaftliches Arbeiten' (= Veröffentl. des bibl.-patristischen Seminars zu Innsbruck Nr. 1) und auf Gustav Wolfs 'Einführung in das Studium der neueren Geschichte' verwiesen. Was nützt ein Wegweiser, der auf die General-

stabskarte verweist? Überdies: Graesels Übersicht war schon für das Jahr ihres Erscheinens unzureichend und für praktische Zwecke wenig geeignet, die Foncksche Schrift bringt S. 126—148 ohne eine Silbe einer Gebrauchsanweisung 385 Titel von bibliographischen Repertorien und beschränkt sich ebenso wie Wolffs vortreffliche Einführung auf die philologisch-historischen Fächer — ganz abgesehen davon, daß sie in mehr als einer Universitätsbibiothek nicht vorhanden sein dürfte.

Ich fürchte, daß das Schriftchen die Benutzung der Universitätsbibliotheken nicht merklich heben wird. Es kann, wie der Verfasser selbst zugibt, Führer für die Einzelbibliotheken nicht ersetzen, die jede Bibliothek auf eigne Kosten drucken und jedem Benutzer unentgeltlich verabfolgen müßte. Im Gegensatz zur Benutzungsordnung, die in erster Linie das Interesse der Bibliothek sicherstellen will, müßte in ihnen überall das Interesse des Benutzers als leitender Gesichtspunkt voranstehen. Die bibliographische Belehrung würde am besten einem kurzen Handbuch vorbehalten bleiben, in dem für die Studierenden aller Fächer die wichtigsten Hilfsmittel in übersichtlicher Form mit knapper, klarer Charakterisierung zusammengestellt wären. Daran fehlt es leider noch.

Alfred Schulze.

Walter Sohm, Die Schule Johann Sturms und die Kirche Strassburgs. (Histor. Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift, Bd. 27.) München und Berlin, R. Oldenbourg 1912. 8°. XIV, 317 S. 8 Mk.

Wenn es noch des Beweises bedürfte, daß die historische Pädagogik und die Gelehrtenschulgeschichte nicht allein für sich betrachtet werden kann (soweit es sich nicht um ganz spezielle Fragen handelt), sondern in die großen Zusammenhänge der allgemeinen Geistes- und Bildungsgeschichte eingepaßt werden muß, so würde uns die sich beträchtlich über den Durchschnitt erhebende Arbeit des jungen Gelehrten, die hier zur Besprechung steht, sehr bald eines Besseren belehren.

Die Schule Johannes Sturms hat allezeit im Vordergrunde des Interesses der Schulhistoriker und der pädagogischen Theoretiker gestanden. Nach der bekannten und vielbenutzten Arbeit des Straßburger Pädagogen Charles Schmidt, *La vie et les travaux de Jean Sturm, Strasb. 1855* ist man öfters, teils im größeren Zusammenhange teils in besonderen Schriften, auf ihn zurückgekommen. Das weitaus Beste aber ist das, was Paulsen I S. 282—290 über den Straßburger Rektor gesagt hat, schon um deswillen beachtlich, weil er davor warnt, die praktischen Folgen von Sturms theoretischer Schriftstellerei allzuhoch anzuschlagen, eine Warnung, die man seitdem verallgemeinern gelernt hat, daß man nämlich gegenüber hochtönenden Worten aus der Humanistenzeit wohl daran tut, skeptisch zu sein.

Paulsen hat uns in seiner Erörterung gelehrt, daß man Sturms Theorie an seiner Praxis abmessen müsse und dadurch das früher übertriebene Werturteil über Sturm auf das richtige Maß zurückzuführen gesucht. Sohm sucht, den Rahmen noch weiter spannend, uns den Gang der Ereignisse und die verschiedenartigen Einflüsse, besonders theologischer Art, die auf Sturms Theorie und seine Praxis einwirkten, zu verdeutlichen und so zu einem Gesamtbild und Gesamturteil zu gelangen. So schildert er uns denn das Hervorgehn von Sturms geistiger Persönlichkeit aus den auf ihn in der Jugend einwirkenden Faktoren: er war ein fleißiger Schüler der Lütticher Hieronymianer und ein ebensolcher Student der Humaniora in Löwen und in Paris, und wirkte dann längere Zeit als Agent Franz' I. von Frankreich, um eine Verständigung der Franzosen mit dem protestantischen Deutschland herbeizuführen, bis ihm, dem gelehrten Humanisten, in Straßburg Gelegenheit gegeben ward, sich auch praktisch, als Schulmann, zu betätigen.

Aus diesen Faktoren heraus formte sich Sturm sein Bildungsideal, und das ist denn die seitdem zum Schlagwort gewordene *sapiens atque eloquens pietas.* Aus ihr greift Sohm als wichtigsten Bestandteil die eloquentia heraus, und indem er die Entwicklung ihres Begriffs von Aristoteles und Cicero an bis zu Melanchthon verfolgt, stellt er die Straßburger Schulgründung und die

leitenden Gedanken Sturms unter diese Ideenfolge.

So werden denn in der Betrachtungsweise Sohms, im Gegensatze zu Paulsen, die Leitgedanken und die tieferen Beweggründe zur Hauptsache, nicht die aus ihnen hervorgehenden Einrichtungen; das zeigt vor allem das 2. Kapitel (S. 61f.) 'Das Bildungsideal und die Schule Sturms'. Wie schon von Th. Ziegler richtig hervorgehoben wurde, ist für Sturm die Gelegenheit, in Straßburg nach den oben gezeigten drei Gesichtspunkten wirksam zu sein, durchaus günstig gewesen. Die Liebes- und Gemeindekirche des Straßburger Reformators Martin Butzer (Bucerus) neigte sich einem entschiedenen Zusammenarbeiten von Kirche und Schule zu, ohne die letztere zu drücken, und aus dem Zusammenwirken der schulfreundlichen Theologen, des gewaltigen Bürgermeisters Jacob Sturm und des feinen und geschickten Theoretikers Johannes Sturm ergab sich dann das zierliche und doch so wirksame Gebäude der Straßburger Schule und ihrer pädagogischen Kunst, dessen Bedeutung für das übrige protestantische Deutschland wir gar nicht für wichtig genug erachten dürfen. Sturms letzte Absicht war, eine Organisation des Gesamtunterrichts herbeizuführen, die den abcdarius aufnahm und den für ein städtisches oder sonstiges Amt vorgebildeten jungen Mann entließ, der nur noch eine der drei alten Fakultäten zu besuchen hatte (ohne die facultas artium), um in jedes beliebige Amt oder sonstigen studierten Beruf überzutreten.

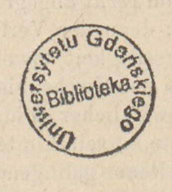
Leider hat das schöne Werk nicht lange Bestand gehabt. Die drei Faktoren, die zusammenwirken sollten (Kirche, Staat und Schule) strebten nach kurzem doch wieder auseinander. Vor allem waren es die Theologen, die nicht, wie der milde Butzer, mit der Gemeinde und der Lehrerschaft zusammen Kirche und Schule organisieren wollten, sondern nach der Oberherrschaft strebten. Mit ihnen geriet (nach einer Reihe glücklicher Jahre) Sturm in Streit, wurde von ihnen besiegt, nicht bloß persönlich, sondern auch sachlich überwunden, und mußte schließlich Straßburg den Rücken kehren. Die Betonung der *eloquentia*, die Sturms Haupteigentümlichkeit war, wurde durch die Hervorhebung der *sapientia* (des Fachwissens) und der *pietas*, (d. h. der lutherischen Theologie) ersetzt.

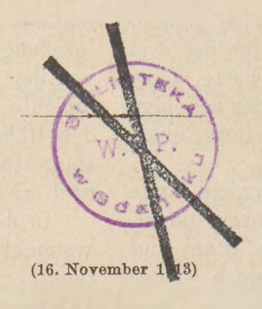
Das sind die wesentlichen Punkte der Entwicklung, die in dem Sohmschen Buche behandelt werden. Für die Erkenntnis der Schulentwicklung kommen in der Hauptsache die Abschnitte des ersten Buches: 'Der Begriff und die Schule der *sapiens et eloquens pietas*' in Betracht. Das übrige fällt mehr in das Beobachtungsfeld der Theologen und Kirchenhistoriker. Doch hat Th. Ziegler in seiner Besprechung des Buches durchaus recht, wenn er das Interesse der Schulhistoriker auch für diesen Teil des Werkes in Anspruch nimmt: denn Johannes Sturm darf nicht nur als Rektor, Schultheoretiker und Methodiker, sondern muß auch in seiner ganzen Stellung zu den andern Bildungsgebieten der Zeit betrachtet werden. Da er im XVI. Jahrhundert lebte, tritt naturgemäß die theologisch-kirchliche Sphäre in den Vordergrund, und zu ihrer Betrachtung leitet das Sohmsche Buch auf das glücklichste über. Daß beide Seiten der Sache, sowohl das schulhistorisch Wichtige wie das kirchengeschichtlich Interessante, zur Darstellung gekommen sind (das Hauptinterresse des Verfassers liegt freilich auf dem letzteren), ist ein großer Vorzug seiner Betrachtungsweise. Hier paßt einmal das schon recht abgegriffene Modewort 'großzügig'; denn der Verfasser führt uns von der Einseitigkeit sowohl der Schulgeschichte wie der Kirchenhistorie hinauf zu den Höhen wirklicher Bildungs- und Geistesgeschichte, ein selten unternommenes und noch viel seltener gelingendes Experiment.

In dem Buche selbst ist natürlich viel systematisiert und vieles bloße Konstruktion, und es erscheint fraglich, ob auch alle Tatsachen sich mühelos dem einmal angenommenen Systeme anpassen: in schulgeschichtlichen Dingen (für die dem Referenten allein ein Urteil zusteht) erscheint dies mitunter zweifelhaft. Freilich ist es auch bei Sturm nicht gerade leicht, die wirklichen Geschehnisse in seiner Schule festzustellen: denn die Grenzen zwischen seiner Konstruktion und dem wirklichen Leben und der Schulpraxis sind bei ihm überall fließend. Man kann z. B. nicht sagen, ob seine bekannten zehn Klassen

wirklich so eingerichtet waren, wie sie in den *epistolae classicae* erscheinen, ob der Mechanismus ganz so tadellos funktionierte, wie es in dem eleganten Latein Sturms aussieht, ob die *ephemerides* und ähnliche Hilfsmittel tatsächlich den Unterricht in den Realien zu ersetzen vermochten, usw. Vermißt habe ich auch ein näheres Eingehen auf die von Johannes Sturm verfaßten Lehrbücher, vor allem auf seine bekannte und viel gebrauchte Ausgabe von Ciceros Briefen, und eine Erörterung der Tendenz, die dieser Ausgabe zugrunde liegt. Denn auch sie suchte die *eloquentia* zu fördern, wenngleich in etwas anderem Sinne, als wie der *orator* (als Sturms Ideal) von Sohm hingestellt worden ist. Wenn dem Verfasser die tieferliegenden geistigen Fäden mehr am Herzen liegen, als diese dem Schulhistoriker nahe liegenden Dinge, und er sie deshalb nur als Parerga angesehen und beiseite geschoben hat, so hat er dem Einzelforscher, auch nach den Arbeiten von Schmidt und Veil, eine schöne Aufgabe hinterlassen: nach den neu gefundenen Gesichtspunkten noch einmal das Straßburger Schulwesen der Reformation im Detail zu mustern, und die Richtigkeit des Systems an der praktischen Ausführung zu erproben.

Doch soll es dem Höhenwanderer nicht zum Vorwurf gemacht werden, wenn er nicht den Blick in jede Talfalte geworfen hat: im Gegenteil, es ist nur dankenswert, wenn man einmal von oben herab sehen darf, auch auf die Gefahr hin, daß die oder jene Einzelheit dem Blick entgeht. Jedenfalls, solche Arbeiten, die mit einer geradezu erstaunlichen Vielseitigkeit ein so schwieriges Thema erörtern, wie die Straßburger Bildungs- und Geistesgeschichte im Lichte der Sturmschen Schule, sind selten; auf unserem schulhistorischen Acker wachsen solche Blumen nicht alle Jahre, und das Studium unseres Buches sei darum auch den Fachgenossen dringend geraten, vor allen Dingen denen, die sich vorgenommen haben, schulgeschichtliche Dinge im größeren Zusammenhange zu studieren, um sie so besser zu begreifen. Sie werden aus dem Werke, trotz seines stark konstruktiven Zugs, vieles lernen können, vor allem die Notwendigkeit einsehn, daß man schulgeschichtliche Dinge nicht aus dem Zusammenhange zu lösen, sondern im Gegenteil in diesen hineinzubringen hat, wenn man sie richtig und vorurteilsfrei betrachten will. Möge die hier angewendete Methode recht bald viele und ebenso befriedigende Nachfolge finden. Ernst Schwabe.





(16. November 1913)

